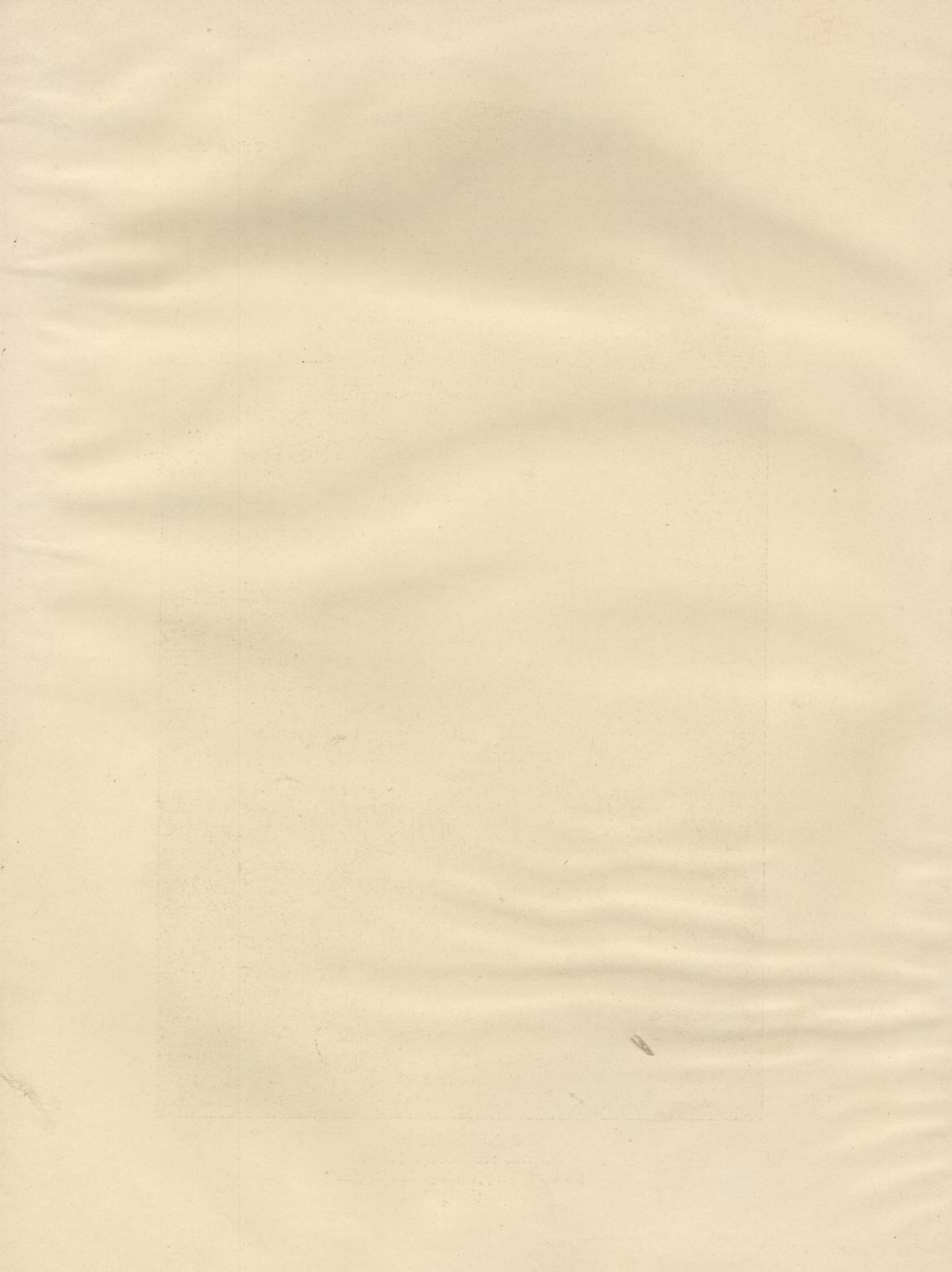




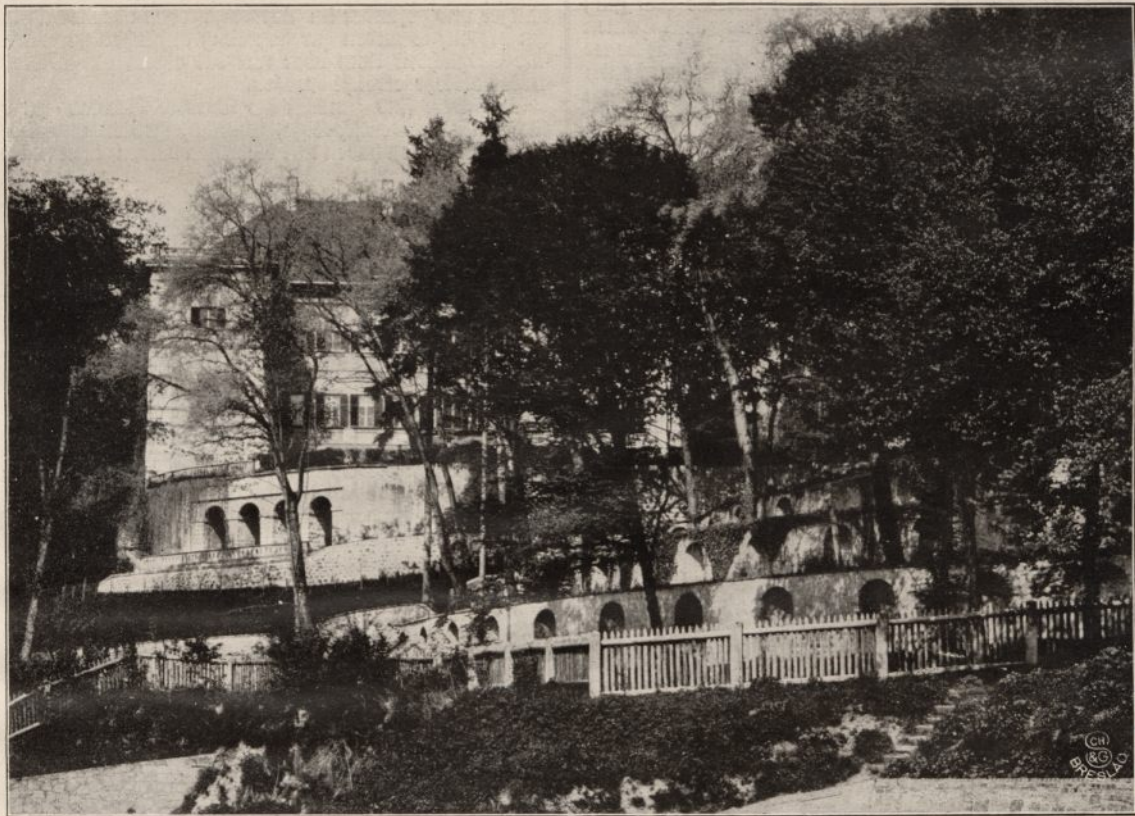
Christi Himmelfahrt
Altarbild von Albrecht Bräuer
für die lutherische Kirche in Strehlen
(1857)



Gleisiche Chronik



REDAKTION: B. CLEMENZ



phot. Ab. Rehnert in Löwenberg

Schloß Hohlstein,
der Aufenthaltsort Theodor Körners vor 100 Jahren.
Die vier Bogenöffnungen rechts führen in das Innere des S. 582 erwähnten Steines.

Eine Körner-Erinnerung

In diesem Sommer sind 100 Jahre verflossen, seit Theodor Körner, der Sänger und Streiter, mit seinem Freunde Henoch eine Studienreise als Bergstudent in unser Riesengebirge unternahm.

Zur Erinnerung an die schlesische Reise sind ihm vom R.-G.-V. zwei Denksteine, der eine vom Hauptverein auf der Burgruine Rynast und der andere von der Görlitzer Ortsgruppe auf der Landeskronen errichtet worden. Die Leser mit einer Stätte bekannt zu machen, wo er sich besonders wohl gefühlt hat, soll der Zweck nachfolgender Zeilen sein.

Körner wanderte am 10. August 1809 von Dresden aus über Bautzen nach Görlitz, wo er der Landeskronen einen Besuch abstattete. Von Görlitz ging die Reise weiter über Lauban nach Löwenberg. Hier verbrachte er die vierte Nacht und suchte am nächsten Morgen das Steinkohlenwerk bei Wenig-Radwitz auf, das er befahren wollte. Dazu kam es indes nicht, weil der Steiger abwesend war, und die andern Bergleute ihn nicht einfahren ließen. Am Mittag desselben Tages, des 14. August 1809, langte er in dem schönen Landsitz Hohlstein an, demselben Hohlstein, wo 50 Jahre später durch Fürst Friedrich Wilhelm Konstantin von Hohenzollern-Hechingen, den damaligen Besitzer des dortigen Schlosses die neuen Meister der Musik, der sogenannten „Zukunftsmusik“, teilnehmende und tatkräftige Förderung gefunden haben. Körner stattete dort der Erbprinzessin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, die mit seiner Tante Dorothea Stodt eng befreundet war, einen Besuch ab. Welch freundliche Aufnahme er hier gefunden hat, schreibt er in seinem zweiten der Reisebriefe vom 19. August: *)

„In der Schenke machte ich meine Toilette und ging dann ins Schloß, wo ich der Prinzessin Hohenzollern Deinen Brief, liebes Tantschen, überbrachte. Ihre Schwester Prinzessin Acceranza, war ebenfalls da. Sie nahmen mich ungemein artig auf, führten mich in dem Garten herum und ließen Freund Henoch, der zurückgeblieben war, überall suchen, bis er gefunden war; dann dejeunerierten wir, und Prinzessin Pauline sang mir ihre lieblichen Kompositionen vor. Es waren herrliche Stunden; wir sollten durchaus bleiben, aber wir wünschten noch bis Greiffenberg zu kommen und wanderten weiter.“

Das Schloß Hohlstein, das im Jahre 1513 von Adam von Lest auf dem gleichnamigen Berge und auf einem mächtigen hohlen Steine — der dem Schloß und Ort den Namen gegeben haben mag — erbaut wurde, bewohnten damals Friedrich Hermann Otto, Erbprinz von Hohenzollern-Hechingen und dessen Gemahlin, die oben erwähnte Prinzessin. Sie war die Tochter des Herzogs Peter und der Herzogin Dorothea von Kurland. Die gute Aufnahme zum einen Teil und Herzensbeziehungen, die ihn mit der jüngeren Schwester Dorothea der oft genannten Prinzessin verbanden, zum andern, scheine Körner zu der Scharade veranlaßt zu haben, die in seinen Werken veröffentlicht und deren Lösung „Hohlstein“ ist. Er schrieb sie in sein Kollektaneenbüchlein, das er auf der Reise mit sich führte, und in das er alle Erlebnisse, Eindrücke und poetische Ergüsse vermerkte und flüchtige Skizzen seiner Reise zeichnete. Unter den „zwei Wesen höherer Naturen“, wie es in der Scharade heißt, werden, das geht aus einem Sonett hervor, das sich mit der Ueberschrift „Epistel an D. v. R.“ ebenfalls im Kollektaneenbüchlein vorfindet, die beiden fürstlichen Schwestern zu verstehen sein. Einige weitere Sonetten auf die Prinzessin Dorothea von Kurland verfaßte er von der Schneekoppenbesteigung aus und schickte sie seinen Eltern, die sie, wenn sie ihnen gefallen würden, der Prinzessin schicken könnten.

Von Hohlstein aus reiste Körner über Neuland, Greiffenberg nach Flinsberg, Schreiberhau und von dort in das

Riesengebirge, weiter in das Waldenburger-, Reichensteiner- und Eulengebirge, um von Reichenbach nach dem Riesengebirge und seiner sächsischen Heimat zurückzukehren.

Johannes Sorge-Freystadt

Breslaus Vorortverkehr und Obernigk

Mit Riesenschritten war die Entwicklung gegangen. Jedes Jahr waren Tausende, ja Zehntausende hinzugekommen. Und so war Breslau von der bescheidenen Provinzstadt zur Großstadt emporgewachsen, ehe es selbst es gewahr wurde. Nun war es Großstadt, aber es besann sich noch nicht darauf. Wohl pußte es sein Kleid, wohl sorgte es an seinem Teile für Bequemlichkeit und Verkehr, aber nach außen hin war es noch das bescheidene kleine Provinzmädel. Ungewohnt, als anspruchsvolle Großstadtdame aufzutreten, blieb es lange das Stiefkind der Behörden, das Aschenbrödel der Stadtschwestern, das still im entfernten Winkel saß. Aber schließlich ging es nicht mehr so. Es dehnte und redete sich, stand da in seiner ganzen Kraft und Größe und begann, seine Wünsche laut und eindringlich herzusagen und immer wieder geltend zu machen, so daß die anderen entrüstet fragten, was der kleinen Provinzstadt einfiel. Aber es ließ sich nicht beirren. Im Gegenteil. Immer neue Wünsche wurden wach und drängten nach Erfüllung, unter ihnen mit am stärksten der nach einem richtigen Vorortverkehr.

Daß eine Stadt von der Größe Breslaus einen Vorortverkehr braucht, bedarf keiner eingehenden Begründung. Denn es ist anerkannt, daß nicht nur aus materiellen, sondern vor allem aus hygienischen und sozialen Gründen größeren Teilen der in der Großstadt zusammengeballten Menschenmenge die Möglichkeit geschaffen werden muß, billiger und gesünder im Vorort zu leben oder wenigstens ihn oft auf Stunden zur Erholung aufsuchen zu können. Die Möglichkeit kann aber nur bei einem ausgebildeten Vorortverkehr erreicht werden.

Vier Orte sind zunächst als Vororte Breslaus zu berücksichtigen: Deutsch-Lissa, Brodau, Zobten und Obernigk. Von diesen haben nur die ersten beiden einen einigermaßen entwickelten Vorortverkehr, die letzteren beiden gar keinen. Und doch kommen diese vermöge ihrer anmutigeren Umgebung gerade für die wohlhabenderen, Steuern zahlenden Bevölkerungskreise in höherem Maße in Betracht als die erstgenannten Orte. Dem Zuge der Zeit entspricht es, wenn sie vielleicht gerade deshalb bis jetzt zurückgestellt worden sind.

Die Eignung Zobtens zum Vorort Breslaus, die Verkehrsansprüche, die deshalb zu erheben sind, sind hier schon vor einiger Zeit in glänzender Darstellung kargelegt. Dem dort Gesagten kann nur beigespflichtet werden.

Die gleichartigen Ansprüche, die für Obernigk zu erheben sind, sind freilich leichter zu befriedigen. Denn nicht eine eingleisige Nebenbahn, sondern eine zweigleisige sehr leistungsfähige Hauptbahn verbindet es mit Breslau. War es die dadurch hervorgerufene, im Vergleich mit der Bahn Breslau-Zobten früher bessere Zugfolge, war es die größere Nähe Obernigks am Bahnhof, jedenfalls sind die Ansätze zum großstädtischen Vorort in Obernigk älter und entwickelter als in Zobten. Sind doch die herrliche, von alten Bäumen dicht beschattete lange Allee, die vom Bahnhof nach den Sitten führt und die Straße nach Heidenwilen auf beiden Seiten fast lückenlos von anmutigen Villen in freundlichem Grün umrahmt.

Wunderbar schön ist der Anblick Obernigks schon von der Bahn aus. Schwer schnaubend zieht das Dampfroß die steile Lehne nach dem Raxengebirge herauf. Links grüht von fern in blauen Umrissen der ehrwürdige Vater Zobten, rechts dunkeln in weitem Umkreis die Waldungen um Obernigk. Plötzlich blinkt es hell in ihnen auf: ein Turm, ein rotes Ziegeldach, helle Häuser und schmucke Villen; eingebettet in Grün lacht Obernigk uns entgegen. Zu jeder Jahreszeit ist Obernigk schön. Vor allem im Frühling, wenn es unter seinem leuchtenden Lächeln

*) Quellen: Pöschel und Wildenow, Theodor Körner und die Seinen, und die Hempel'sche Ausgabe der Körnerbiographie von Förster mit gütiger Erlaubnis des Herrn Hofrats Dr. Pöschel, Dresden.



Obernigt

phot. Homann in Breslau

und warmen Blick zum Blütenmeer wird. Denn jedes Häuschen, jede Villa „Blüten hüllen dich es ein“: ein düsteschweres Schönheitswunder. Aber auch im Sommer, wo du aus der heißen Sommerluft hinaufwandern kannst zum Belvedere, von wo dein Blick weit über die Ebene bis Breslau schweift, und von da tiefer in den Wald hinein in den kühlen, herben Schatten alter Kiefern und Fichten, hügelab, hügelab, in tief eingeschnittener Schlucht neben murmelnder Quelle oder auf lautlosem Waldpfad, wo kein anderer Schritt dich stört.

Wahrlich schön ist Obernigt und — billig und bequem. Bürgersteige säumen die Straßen, Gasglühlicht erhellte sie am Abend, und auch die erwartete Kanalisation wird bald kommen. Was zur Leibes Nahrung, Notdurst und Reinlichkeit man braucht, gibt es in vielen Geschäften und Läden die Hülle und Fülle. Und will man dauernd dort sich ansiedeln, noch ist Grund und Boden billig und in schönster Lage zu haben, kaum teurer als 1 Mark der Quadratmeter. Alles, alles also ist da bis eben auf eines, für den Breslauer allerdings fast das wichtigste, den rechten Verkehr, der ihm ermöglicht, in Obernigt zu wohnen. Nach ihm zu streben, ihn zu schaffen gilt es. Was in dieser Hinsicht erreicht werden kann, das zeigt Zobten. Wie hat dorthin der Verkehr trotz der Schwierigkeiten, die eine eingleisige Nebenbahn bietet, sich gehoben und verschnellert. Obernigt blieb auf altem Standpunkt, und Stillstand ist Rückschritt. Keine neue Anlagen, kein Ausbau der Bahn ist nötig, nur mehr und schnellere Züge. Vor allem des Morgens, Mittags und Abends sind rasche durchgehende oder höchstens noch in Weidenhof haltende Züge notwendig. Dann ist es möglich, nach des Tages Last und Hitze hinauszuweichen in den stillen Vorort, wo die Schatten des Abends auf silbernen Füßen von den Wiesen hereingleiten, mit grauer Dämmerung Wald und Feld umwebend und mit Frieden uns umgebend. Mit Frieden! Müde, gequälte Großstadtseele, was willst du noch mehr?
Ulrich Ernst

Restaurierung der Magdalenenkirche

Der südliche Turm der Magdalenenkirche ist in den letzten Wochen vollständig eingerüstet worden, u. z. mit einem Kostenaufwande von 125000 Mark durch den Ratszimmermeister Baum. Man hat festgestellt, daß eine Renovation dringlich ist. Maßwerk, Abpuß, Kupferdach

usw. sind schadhaft geworden. Am 6. Mai wurde der Turmknopf vom Klempnermeister Ritter herabgenommen. In der schwindelnden Höhe waren in halsbrecherischer Stellung fünf Männer um den Turmknopf beschäftigt, den sie nach fast einstündiger Arbeit von der Spitze lösten. Sonst ist die etwa 90 Zentimeter im Durchmesser umfassende dick vergoldete Kupferkugel ganz vorzüglich erhalten. Sie weist außer einer größeren, sorgfältig vernieteten Öffnungsstelle am unteren und seitlichen Teil zwei kleine gleichfalls sehr sauber vernietete Stellen auf, von denen man annimmt, daß sie von Schußbeschädigungen herrühren. Die gleichfalls abgenommene Wetterfahne ist 1 1/2 Meter lang und der über der Fahne angebrachte Stern mißt im Durchmesser 60 Zentimeter. Innerhalb des Knopfes fand man eine kupferne Urkundenkapsel, etwa in Form eines Gesangbuches, auf deren einer Seite die Jahreszahl 1565 und auf der anderen die Zahl 1581 verzeichnet war. Auf der mit der Zahl 1581 bezeichneten Seite der Kapsel fand sich ein Deckel übergefaltet und unter demselben eine pergamentene Urkunde zwischen zwei Löschblättern, die unter Witterungseinflüssen etwas gelitten hatte. In der Kapsel lagen zwei Kuverts. Das eine, aus zusammengefaltetem, in Farbe und Stoff vollkommen unversehrt, ziemlich starkem Büttenpapier gebildet, enthielt zehn Münzen, und zwar eine Gold- und eine Kupfermünze und acht Silbermünzen. Die Goldmünze stammt aus dem Jahre 1559 und ist Breslauer Prägung mit dem Breslauer Wappen und dem Namen des Königs Wenzeslaus. Die größte Silbermünze hat die Form eines Fünfmartstückes und zeigt gleichfalls Breslauer Prägung und Wappen und die Jahreszahl 1545. Auf der Rückseite dieser Silbermünze ist ein Löwe abgebildet mit der Umschrift „Eccc vicit Leo de tribu Juda“. Das zweite Kuvert, das gleichfalls aus vorzüglich erhaltenem weißen Büttenpapier besteht, war mit Siegelack zugeklebt. In dem Kuvert fand sich eine auf gefirniztem Pergament geschriebene und vorzüglich erhaltene Urkunde in lateinischer Sprache mit der Jahreszahl 1565 an ihrem Kopfe. Die Urkunde enthält zunächst die Angabe, daß unter der Regierung des Kaisers Maximilian II. beide Türme „excitata et aedificata“ d. h. also errichtet seien. Die Urkunde enthält ferner die Namen des Rats und der Schöffen der Stadt, der Geistlichen von Magdalena und Elisabeth, der Handwerker und anderer Personen. Den

Schluß der Urkunde bildet folgender Vers: „haec pro-
stata solo Faunus cum culmina vellet; Maximus huic
obstans, crescite, Caesar, ait.“ Als Verfertiger dieses
Verfess nennt sich Martinus Heluigius, Iudi Magister
Magdalenensis. Als Schreiber der Urkunde ist verzeichnet
Bona. Roslerus scriba senatus. In dem Turmknopfe
fand sich ferner ein $\frac{1}{2}$ Meter langer Knüppel.

Am 1. Juli fand die feierliche Aufziehung des Turm-
knopfes statt, wozu sich außer den Gemeindeförperschaften
auch die Vertreter der kirchlichen und städtischen Behörden,
sowie der Herr Oberpräsident eingefunden hatten. Nach
der Festansprache des Herrn Pastor prim. Schwarz, verlas
Herr Schulvorsteher Dr. Mittelhaus den Text der neuen
Urkunde, die aus Anlaß der Knopfaufziehung verfaßt und
in den Turmknopf hineingelegt worden ist. Sie nennt die
gegenwärtigen Oberhäupter und Leiter in Staat, Kirche
und Stadt, berichtet über die Restaurierung des Süd-
turmes der Magdalenenkirche, ferner über die wichtigsten
Zeitereignisse. Außer dieser Urkunde wurden Münzen,
Tageszeitungen und einige im Druck erschienene Predigten
von den Pastoren der Kirche beigelegt. Während ein
Posaunenchor abwechselnd die Choräle „Ein feste Burg“
und „Nun danket alle Gott“ spielte, wurde der Turm-
knopf langsam aufgezogen, was eine halbe Stunde dauerte.
Mit Geläut der Glocken schloß die Feier. (Im Verlage
von W. G. Korn in Breslau sind die sämtl. „Urkunden“
als Broschüre erschienen zum Preise von 60 Pf.; der Rein-
ertrag ist für ein Dr. Joh. Heß-Denkmal bestimmt).

Altertümer

Schlesische Burgwälle. Königl. Landmesser Hellmich
n Glogau, der schon seit Jahren im Auftrage des
Schlesischen Altertumsvereins mit einer systematischen
Erforschung der schlesischen Burgwälle beschäftigt ist,
berichtete in der Generalversammlung des Vereins
am 26. April über den Stand seiner Untersuchungen.
Burgwälle (auch Ringwälle, Burgberge, Schweden-
schanzen usw. genannt) sind künstlich hergestellte An-
höhen oft von beträchtlichem Umfange und beträcht-
licher Höhe, deren Zweck wohl der war, in Zeiten der
Kriegsgefahr als Zuflucht und Wohnstätten zu dienen.
In der Literatur, Museumsakten usw. sind nun über
500 Burgwälle in Schlessien erwähnt, aber ein großer
Teil davon ist mittelalterlich, wenn nicht noch jünger, nur
wenige sind urgeschichtliche Anlagen. Von diesen vor-
geschichtlichen wurden nur die typischen und gut erhaltenen
vermessen. Das Ergebnis für Niederschlessien (wo noch die
Untersuchung der vier Laufitzer, des Hirschberger, Bunz-
lauer und Löwenberger Kreises aussteht) ist folgendes:
von 81 derartigen Anlagen waren 41 vorgeschichtlichen,
34 mittelalterlichen, 1 jüngerer Ursprungs und bei 5 war
die Entstehungszeit zweifelhaft. Genau aufgenommen
wurden 25. Von 95 mittelschlessischen Wällen gehören
29 der vorgeschichtlichen Zeit, 37 dem Mittelalter an;
bei 14 ist die Datierung unsicher, 13 sind noch nicht unter-
sucht. Für das laufende Jahr ist die Vermessung der
oberschlessischen Schanzen geplant. Diese hier angegebene
zeitliche Einteilung der Burgwälle kann aber noch nicht
als endgültige gelten, ehe nicht genaue archäologische
Untersuchungen die bisherigen, hauptsächlich geometri-
schen Arbeiten ergänzt haben. (Im 2. Hefte des laufenden
Jahrgangs finden unsere Leser einen Aufsatz aus der
Feder des Referenten über denselben Gegenstand.)

Jubiläen — Einweihungen

Jubiläum des Korps Borussia. Das Korps Borussia
kann auf 80 Jahre zurückblicken, da, nachdem mehrere
lohere „Kneipchen“ und Vereinigungen unter diesem
Namen bestanden hatten, am 3. August 1829 das Korps
sich konstituiert hatte. Neben der Borussia bestanden in
den ersten Jahren noch drei andere Korps, Silesia,
Lusatia und Teutonia, doch gingen sie bald ein, da die
strengen Untersuchungen infolge von Jobtenkommerszen zu
zahlreichen Relegationen führten. So entstanden und

vergingen die Korps, bis der Breslauer S.-C. seit 1869
fest blieb: Borussia 1829, Silesia 1837, Lusatia 1846,
Marcomannia 1864. Die vaterländische Haltung des
Korps hat sich in den Kriegen gezeigt, von den
Borussen trat 1866 bis auf einen das ganze aktive
Korps ins Heer ein, ähnlich war es 1870.

Die Feier begann am Freitag den 30. Juli, mit einer
internen Begrüßungsfeier im Korpsbause an der Liebichs-
höhe. Am Tage darauf begrüßte man die vielen ge-
ladenen Gäste bei einem Wein-Frühstücken im Korps-
bause und abends vereinigten sich Gäste und Korps zum
Kommers im großen Saale der Neuen Börse. Prätig
geschmückt war der schöne Raum mit Emblemen studen-
tischer Art, ein buntes Bild darin bot die große Schar
festlicher Leute; die Kapelle des 6. Feldartillerie-Regi-
ments konzertierte. Nach der offiziellen Eröffnung er-
hob sich der alte Herr der Borussia, Staatsminister Dr.
von Studt, zum Kaisertoast. Dann folgten Toaste und
Scherze in dichter Folge. Am Sonntag trafen sich die
Festteilnehmer in der Mittagsstunde auf der Liebichshöhe
und nachmittags 4 Uhr zum Diner im Scheitniger Park,
bei dem Landgerichtspräsident Geh. Ober-Justizrat
Dr. Mantell-Görlich die Festrede hielt. Staatsminister
Dr. Studt verabschiedete sich und dankte namentlich dem
Ersten Chargierten stud. Sugg für die treffliche Inge-
nierung und Leitung der großen Feier. Auf der Ober-
ternte die Gesellschaft nach der Stadt zurück, wo der
Abend im Franziskaner am Laurentienplatz beschlossen
wurde. Der Montag galt einem Ausflug mit Damen
nach dem Jobten und mit einem Katerfrühstück am nächsten
Tage schloß die Reihe der Festtage.

Die Landsmannschaft Bandalia beging in den Tagen
vom 29. Juli bis 2. August ihr 50. Stiftungsfeft feierlich.

Das neue Lehrerseminar in Breslau. Am 6. August
ist das neue Kgl. katholische Lehrerseminar in Breslau
bezogen worden, am 8. fand eine Einweihungsfeier
statt. Das Seminar wurde 1765 begründet auf Be-
treiben des Ministers v. Schlabrendorf und des Abtes
Ignaz v. Felbiger. Es sollte in Breslau eine Zentral-
stelle für die Ausbildung von Lehrern entstehen.
Die Anstalt war mit der 1900 eingegangenen Dom-
schule verbunden. Wer sich über die Geschichte
des alten Seminars sowie der Domhschule, der ältesten
schlessischen Bildungsanstalt, genauer informieren will,
sei auf die „Geschichte der Domhschule zu Breslau“ von
B. Clemenz, die 1900 anlässlich des Endes der Dom-
schule erschien, aufmerksam gemacht.

Der erste Leiter des Seminars, Ignatius Schneider,
wirkte mit großem Erfolge 13 Jahre, dann folgten die
Geistlichen Ignatius Franz (1778—1790) und Lorenz
Wankle (1790—1798) als Direktoren.

Die allmählich notwendig werdende Umgestaltung des
Seminar-Unterrichts und die Beseitigung verschiedener
zutage tretender Mängel war das Werk eines ganz be-
sonders tüchtigen Mannes, des vom Jahre 1798—1820
tätigen Direktors, des Weltpriesters Daniel Krüger.
Unter ihm wurde der Direktor selbst wieder zum Unter-
richt im Seminar verpflichtet, während bisher meist
der Korrektor den Unterricht besorgte hatte. Dem Se-
minar wurde auch unter ihm ein besonderes Haus vom
Fürstbischof eingeräumt, und die Ausbildungszeit der
Seminaristen auf sechs Monate verlängert. Jährlich
fanden zwei Kurse für je zwölf Schüler statt. Von
diesen erhielten zehn Wohnung und Heizung in dem
Hause und zur Bestreitung des Lebensunterhaltes mo-
natlich zwei Taler Unterstützung, von denen $\frac{1}{2}$ Taler
für die Mittagkost in die Seminarkasse flossen. Von
den mit Krüger gemeinsam wirkenden Lehrern traten
besonders der später als Komponist berühmt gewordene
Joseph Schnabel und der Pestalozzischüler Felix Ren-
schmidt hervor. Die nächsten Direktoren waren sämtlich
Geistliche, Johann Wurf, Leopold Wenzel, Karl Barthel,
Julius Baucke und Lorenz Marks. Im Jahre 1811

wurde das Seminar in das säkularisierte St. Jakobs-Jungfrauenkloster auf dem Sande verlegt, das entsprechend umgebaut wurde und zunächst 31 Böglinge im Internat aufnahm. Im Jahre 1815 wurde der Ausbildungskursus für die Böglinge auf zwei Jahre und einige Jahre später auf drei Jahre verlängert. Zeitweise wurde jedoch von dieser letzteren Bestimmung wieder Abstand genommen. Vom Jahre 1855 an besteht die Verpflichtung für alle aus dem Seminar abgehenden Lehrer, eine zweite Prüfung zur definitiven Anstellung abzulegen. Nach dem Tode des Direktors Marks kam zum ersten Male die Leitung des Seminars in weltliche Hände, in denen sie seitdem verblieb. Die weltlichen Direktoren waren Dr. Ziron, nach dessen Tode Reimann, der zum Schulrat ernannt wurde, und der jetzige Direktor Dr. Wagner. Schon längst waren die Räume des alten Seminars unzulänglich. Nun endlich wird langgehegten Wünschen Erfüllung. Das neue Heim in der Wilhelstraße wird in hygienischer und ästhetischer Hinsicht von vorteilhaftem Einfluß auf die Böglinge sein. Der Einweihungsfeier wohnten u. a. der Direktor des Provinzialschulkollegiums Ober-Regierungsrat Schauenburg, die Provinzialschulräte Wende und Brinkmann, Regierungs- und Schulrat Engel, Bürgermeister Trentin, Stadtschulrat Gehl, Regierungsrat Dr. Pfundtner, Stadtschulinspektor Rionta, Dompropst Prof. Dr. König, Generalvikar Stillner und die Domherren Sprotte und Frank bei. Nachdem der Seminarchor einen Jubelhymnus vorgetragen hatte, vollzog Ober-Regierungsrat Schauenburg in einer längeren Rede die Uebergabe des Anstaltsgebäudes an den Leiter, Seminar-Direktor Dr. Wagner, dem der Rote Adlerorden 4. Klasse

verliehen wurde. Dr. Wagner dankte in seiner Erwidierungsansprache und gelobte, daß in diesen Räumen ein deutsches Lehrgeschlecht herangebildet werden soll. Es folgten dann Beglückwünschungsansprachen durch den Regierungs- und Schulrat Engel, den Generalvikar Stillner und den Kuratus Knappe als Seelforger der Kuratengemeinde Pöpelwitz. Mit Gesang schloß die Feir. Darauf fand ein Rundgang durch die Seminarräume statt.

Ein Denkmal für den verunglückten Lehrer Wobus ist am 1. August an der Unglücksstelle zwischen der Schneekoppe und der Schwarzen Koppe enthüllt worden. Pastor Klapper aus Michelsdorf hielt die Gedächtnisrede. Der Denkstein ist eine viereckige Pyramide, die aus Findlingen zusammengestellt ist. Auf einer Tafel von schwarzem schwedischem Marmor steht zu lesen: „Hier verunglückte am 27. Februar 1909 der Lehrer Max Wobus aus Hartau-Städtisch, ein eifriger Förderer des Riesengebirgsvereins.“

Ein Denkstein für Schulrat Zamm, den eifrigen Förderer des Bergsportes im Eulengebirge, ist an jener Stelle im Gebirge errichtet worden, wo er kürzlich so jäh den Tod fand.

Versammlungen

Die 25. Wanderversammlung des Generalvereins schlesischer Bienenzüchter fand vom 31. Juli bis 2. August in Liegnitz statt. Den Eindruck, den die Veranstaltungen hervorriefen, war recht erfreulich, überall konnte man die treffliche Organisation und Vorbereitung erkennen. Der Ausstellungsplatz (Schießhaus) zeigte fast alles, was auf dem Gebiete der Imkerei heut neu, interessant und lehrreich ist. So sah man alle erdenklichen Wohnungs-



Phot. Hofphotograph Fischer in Breslau

80jähriges Jubiläum des Korps Borussia in Breslau
Vor dem Korps-Hause

formen für Bienen, besonders hervorzuheben sind die in Schlesien sehr verbreiteten Drei- und Vier-Etager, auch die immer mehr aufkommenden Breitwabenstöcke. Auch die verschiedensten Bienentrassen waren vertreten. Sehr lehrreich war die Messung der täglichen Leistung der Bienen. In einem Hause standen zwei Völker auf Dezimalwagen, sodaß der tägliche Zuwachs gemessen werden konnte. Ferner waren leere Bienenwohnungen ausgestellt; dazu kamen als eine dritte Gruppe 50 Weiselzuchtvölkchen der verschiedensten Rassen. Im Saale fand man die Verwertung der Bienenprodukte dargestellt, als Nahrungsmittel in Form von Honigluchen, Honigwein, Likör, Mandelbrot, ferner Wachs in allerhand Formen. Aber auch die heut aufgefundenen Kunstprodukte, die dem Publikum unter dem Namen Honig angeboten werden, sowie eine Sammlung von Honigfälschungsmitteln sah man. Eröffnet wurde die Ausstellung durch den Herrn Regierungspräsidenten Freiherrn von Seherr-Thoß, auch Herr Oberbürgermeister Geheimrat Oertel wohnte der Eröffnung bei, sowie der Landrat Freiherr von Salmuth. Am 31. Juli fand im Schießhause die Delegierten-Versammlung und am 1. August die 25. Wanderversammlung statt, beide waren recht zahlreich besucht. Vorträge hielten Herr Professor Dr. Zimmer über „Bienen- und Ameisenstaat“, Herr Lehrer Müde-Kreuzburg über „Was mir aus dem Leben und der Praxis unseres verstorbenen Altmeisters besonders gefallen hat“, Herr Hauptlehrer Liebig-Tschindorf, Kreis Sagan, über „Wert und Bedeutung der Beobachtungsstationen“ (es gibt deren 100 in Deutschland). Am 2. August erfolgte die Prämierung, auch wurde ein Ausflug nach Bad Hermsdorf unternommen. Liegnitz hat sich auch diesmal als Ausstellungs- und Versammlungsort bestens bewährt.

Sport

Das Deutsche Schwimmverbandsfest. Die Stadt Breslau ist vor kurzem der Schauplatz sportlicher Wettkämpfe gewesen, die für ganz Deutschland und Oesterreich die größte Bedeutung hatten. Der Deutsche Schwimmverband hielt am Sonntag, den 8. und Montag, den 9. August sein dreiundzwanzigstes Verbandsfest in Breslau ab. Aus allen Teilen des Reiches kamen die besten Schwimmer nach der schlesischen Hauptstadt und ihnen gesellten sich die hervorragendsten Vertreter Oesterreich-Ungarns zu, um auf dem Leberbeutelsee am Scheitniger Park sich in den wassersportlichen Wettkämpfen zu messen. 49 Schwimmvereine aus Berlin, Wien, Budapest, Hamburg, München, Stuttgart, Karlsruhe, Hannover, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Königsberg, Breslau usw. waren durch ihre besten Kämpfer vertreten und es wurden in vierzig Konkurrenzen, unter denen auch die Meisterschaften von Deutschland im Springen und Schwimmen ausgefochten wurden, heiß gestritten.

In diesem bedeutenden Kampfe unserer Jugend haben die Schlesier erfreulicherweise ihre Provinz mit gutem Erfolge vertreten. Es fiel ihnen zwar keine Meisterschaft zu, denn die bekannten Meister Sheff aus Wien, Schiele aus Magdeburg, Müller aus Bremen, Hoof aus Leipzig, sind vorläufig noch nicht zu schlagen; diese teilten sich in die Hauptkämpfe der Konkurrenz. Sheff gewann die Meisterschaft von Deutschland über die lange Strecke von 1500 Meter in der neuen Rekordzeit von 24 Minuten 53 $\frac{1}{2}$ Sekunden, und das Schwimmen um den Kaiserpreis. Schiele siegte in der Meisterschaft von Deutschland über die kurze Strecke und Müller gewann die Meisterschaft von Deutschland im Springen vor Hoof und im Mehrkampf. Im Springen vermochten die schlesischen Schwimmer nicht gegen die auswärtige hervorragende Konkurrenz aufzukommen, aber im Schwimmen selbst schufen sie Leistungen, welche an die der Meisterschwimmer nahe heranreichten. Vor allem waren es der Alte Schwimmverein und der Schwimmklub Silesia aus Breslau, der solch vorzügliche Schwimmer

herausbrachte. Die Zeit des Silesen Jung in der kurzen Strecke blieb nur um $\frac{1}{5}$ Sekunden hinter der des deutschen Meisters Schiele, und Jung siegte glänzend im Juniorspanischschwimmen über gute auswärtige Konkurrenten, ebenso zeichneten sich seine Klubkameraden Wiesner und Alt durch ihre Siege im Juniorchwimmen und zweiten Seniorenrückenschwimmen aus, der Alte Schwimmverein schickte in den beiden Brüdern Binner und in Barthe Schwimmer an den Start, die im Juniorbrustschwimmen, im Brustschwimmen und in der kurzen Strecke bewährte auswärtige Konkurrenz aus Hamburg, Budapest usw. sicher schlugen und zum Teil neue Rekordzeiten aufstellten. Die größten Erfolge erzielten aber die beiden Vereine in den Stafetten, wo sie einzeln und in der Kreisstaffette vereint, nicht bloß die bisher besten Vereins-Staffettenmannschaften Deutschlands aus Berlin und Magdeburg, sondern die sieggewohnten Mannschaften ganzer Schwimmkreise Deutschlands schlugen; dabei blieb u. a. der Olympiapreis in Schlesien. Auch der Breslauer Schwimmklub „Borussia“ erlang mit Rösler einen schönen Sieg im Streckentauchen und der Neue Schwimmverein gewann die Juniorstaffette. So hat sich die Jugend Schlesiens in dem Wettkampfe deutscher Schwimmer glänzend bewährt.

Außer den Wettbewerben brachte das Schwimmverbandsfest auch manche gesellige Veranstaltung, die die Vertreter der deutschen Gauen einander näher brachten. Im Scheitniger Park, diesem hervorragenden Schmucke Breslaus, fand das Festeisen statt, die Oder mit ihren prächtigen Eichenwäldern lernten die auswärtigen Gäste auf einer Dampferfahrt kennen und den Schluß des Festes bildete eine Reise in die schlesischen Berge. Unvergessen darf auch nicht bleiben, daß dieses Schwimmverbandsfest Gelegenheit gab, einem Schlesier eine wohlverdiente Ehrung von Seiten der ganzen deutschen Schwimmerschaft zu bereiten. Im Hallenschwimmbad wurde am Montag, den 9. August, die von dem deutschen Schwimmverband gestiftete eberne Gedenktafel für den im Jahre 1906 verstorbenen Rechnungsrat Georg Kallenbach, den „Deutschen Schwimmwater“ den eifrigsten Förderer des für die Volksgeundheit ungemein wichtigen Schwimmsportes, feierlich enthüllt.

Acht Tage später wurde in dem See, der sich für schwimmsportliche Veranstaltungen vorzüglich eignet, die Meisterschaften von Schlesien und Breslau ausgetragen, die Jung vom Schwimmklub Silesia und M. Binner vom Alten Schwimmverein zufohlen.

Erstes schlesisches Ballon-Wettfliegen in Liegnitz. Die Luftschiffahrt erobert sich in Schlesien Platz um Platz mit einer Geschwindigkeit, die man nicht ahnen konnte. Freilich, Aengstliche und Räsionierende gibts, wie sie nirgends fehlen. Man darf nur siebzig Jahre zurückerdenken, als die Eisenbahnen ihren Siegeszug antraten. Genau so wie damals, hört man auch heute sonst ganz vernünftige Leute von Spielerei, Lebensgefahr und allerhand Schäden reden. Das sind indes nur noch Ausnahmen, auch scheint die Volksbildung diesmal den Belzebub auszuschalten, wenigstens hat man doch noch nicht gehört, daß jemand die Luftballonfahrt als „Teufelswert“ verdammt hätte. Wer die begeisterten Volksmengen am Sonntag, den 8. August, beim Ballonwettfliegen in Liegnitz gesehen hat, zweifelt nicht mehr, daß das Volk dem Sport, wenigstens seiner Idee, gewonnen ist. Unser Mannschießfest kann nicht größere Anziehungskraft ausüben. Sonderzüge mußten eingeschoben werden. Stadt und Land bezugten gleich hohes Interesse. Trotz Sonnenglut und Schweiß und mancherlei Gebuldsproben waren sie alle freudig und begeistert, jeder empfand wohl etwas von der großen Bedeutung dieses Vorganges, die weniger in der Wettflug-Veranstaltung, denn in der Inauguration der Luftschiffahrt in Liegnitz beruht. Es war auch ein großstädtisches Bild,

das sich auf der zu Luftballon-Aufstiegen wie geschaffenen Schlachthofwiese bei herrlichstem Sonnenglanze darbot. An 20000 Menschen waren zum Schauen versammelt, inmitten die besten Gesellschaftskreise und die höchsten Beamten im Regierungsbezirk und Stadt; auch viele Offiziere. Als um 2 Uhr nachmittags gleichzeitig mit der Füllung der vier Ballons die Regimentskapelle konzertierte, war schon jedes Plätzchen am Rande mit Zuschauern dicht besetzt. Und immer noch strömten neue herbei, zu Auto, zu Wagen und zu Fuß. Mit Brettern war den Zaungästen die Welt vernagelt worden, denn ohne Geld ist auch Luftsport nicht. Von 50 Pfg. bis 5 Mark hatte man die Wahl. Und als sich der eine Ballon in gelber Reinheit gerundet hatte, drängte alles herbei, um den Taufakt von nächster Nähe beizuwohnen. Da hielt Herr Bürgermeister Charbonnier eine schwungvolle Ansprache, die nationale Bedeutung der fortschreitenden Luftbeherrschung kennzeichnend; dann sprach Fräulein E. Dertel, Tochter des Liegnitzer Oberbürgermeisters, einen sinnigen Prolog und zerschellte zu Füßen des jungen Ballons eine Flasche mit flüssiger Luft. „Windsbraut Liegnitz“ hob sich langsam in südöstlicher Richtung in ihr Element unter dem jubelnden Rufen und begeisterten Nachwinken. In kurzen Abständen von etwa Viertelstunden folgten die Ballons „Augusta“, „Pofen“ und „Rübezahl“. Die Insassen und die Fahrzeiten waren: „Windsbraut Liegnitz“: Führer Professor Dr. Abegg; Passagiere Fräulein Rotter, Bankier Selle, Kaufmann Raschke. Aufstieg 4 Uhr. Landung 8 Uhr abends in der Nähe von Mettkau, kurz vor dem Zobten; „Augusta“: Führer Ingenieur Lehnert; Passagiere Bürgermeister Charbonnier, Frost, Fabrikbesitzer Subisch. Aufstieg 4 Uhr 30 Min. Vorzeitige, sehr glatte Landung bei Säbersdorf-Beckern, Kreis Striegau, 6 Uhr 30 Min. „Pofen“: Führer Dr. Witte; Passagiere Apotheker Kaiser, Referendar Loebener-Breslau, Rechtsanwalt Reichelm-Greifenberg. Aufstieg 4 Uhr 33 Min. Sehr glatte Landung 7 Uhr 40 Min. beim Straßenkreuzscham Weicherau. Kr. Neumarkt. „Rübezahl“: Führer Graf Dohna; Passagiere Kaufmann Willi Langner, Max Lange, Dr. Heydrich. Aufstieg 4 Uhr 40 Min. Sehr glatte Landung 7 Uhr 35 Min. bei Säbersdorf, Kreis Striegau.

Zurück nach der Stadt strömte nun das Menschenmeer, alle Gassstätten füllend. Abends fand im Schießhause ein großes Gartenfest statt. Am Abend zuvor veranstaltete der Ausschuß für Luftsport in Liegnitz einen Orientierungsabend im Schießhause. Herr Bankier Selle, der um die Förderung des Sports in Liegnitz verdiente Lenker und Leiter der Organisation, sprach über die bevorstehende Gründung einer Ortsgruppe des Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt, sodann Herr Dr. von dem Borne über „Zwecke und Ziele der Luftschiffahrt“. Annähernd 100 Personen meldeten sich bisher schon zum Beitritt, so daß die Luftschiffahrt in Liegnitz einen Hort gefunden hat.

Personliches

Vom Herzogtum Sagan. Dem ältesten Sohne des franken Herzogs Boson von Talleyrand-Sagan, Prinzen Helie, ist aus seiner Ehe mit der Tochter des bekannten amerikanischen Milliardärs Gould ein Sohn geboren worden. Die Ehe wurde, wie seinerzeit berichtet, am 7. Juli 1908 in London nach protestantischem Ritus geschlossen. Auf dem Schlosse Le Marais im Departement Seine et-Oise hat Donnerstag Prinzessin zu Sagan, geborene Anna Gould (geschiedene Gattin des Deputierten Boni de Castellane) einem Knaben das Leben gegeben. Der junge Prinz ist das erste Kind aus der Ehe des Prinzen Helie von Sagan de Talleyrand und Perigord, die er am 7. Juli 1908 mit Anna Gould geschlossen hat. Der eben geborene junge Prinz setzt die direkte Linie im Hause Talleyrand-Sagan fort, welche auszusterben drohte, wodurch das große Majorat Herzogtum Sagan in Preu-



phot. A. Salbermann

Ballon „Windsbraut Liegnitz“
beim Aufstieg nach der Taufe

ßisch-Schlesien auf die in Deutschland lebende seitliche Linie übergegangen wäre. Der heutige Herzog Boson von Sagan und Talleyrand steht im 78. Lebensjahre und liegt seit zwölf Jahren gelähmt und seines Verstandes vollkommen beraubt, darnieder. Sein Kurator für das Majorat Sagan ist Graf Bonifaz Hahfeld. Der älteste Sohn des Herzogs, Prinz Louis Helie von Sagan und Talleyrand, steht im 50. Lebensjahre. Er hat nur einen Bruder, den Grafen Boson von Perigord, welcher den Herzogstitel von Valencay angenommen hat und dessen kinderlose Ehe mit der Amerikanerin Helene Morton geschieden wurde. Der neugeborene Sohn des Prinzen Helie wird dereinst als Herzog von Sagan preußischer Standesherr und Mitglied des preußischen Herrenhauses sein. Ihm wird das Majorat Sagan in Schlesien zufallen. Ein großer Teil des Vermögens des amerikanischen Eisenbahnkönigs Jay Gould wird gleichfalls auf diesen in Frankreich geborenen Vertreter des Hauses Sagan übergehen. Anna Gould hat aus ihrer früheren Ehe mit Boni Castellane noch drei Söhne, welche der katholischen Religion angehören, während der neugeborene junge Prinz, dessen Mutter von Geburt Protestantin ist und dessen Vater sich zum Protestantismus konvertiert hat, protestantisch getauft werden wird. Das Haus Talleyrand wird dadurch in seiner Hauptlinie protestantisch.

Zum neuen Rektor der Universität ist der ordentliche Professor der Rechtswissenschaft, Geheimrat Justiz- und Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. Otto Fischer, gewählt worden. Geheimrat Fischer wurde am 30. März 1855 in Lüdenscheid in Westfalen geboren. Seine Studien machte er in Leipzig, Bonn, Heidelberg und Marburg. 1875 wurde er zum Gerichtsrat ernannt, 1875 erwarb er sich zu Marburg die juristische Doktorwürde. 1878 wurde er Gerichtsassessor und war hierauf vom Mai bis Juli desselben Jahres als ständiger Hilfsrichter bei

der Kreisgerichtsdeputation in Hattingen tätig. Sodann wirkte er als Kreis- und Amtsrichter bis 1884 in Greifswald. 1881 habilitierte er sich als Privatdozent in der juristischen Fakultät der Universität Greifswald. Hier wurde er 1883 zum Extraordinarius und 1884 zum Ordinarius ernannt. 1890 wurde er als ordentlicher Professor an die hiesige Universität versetzt und 1895 zugleich zum Rat am hiesigen königlichen Oberlandesgericht ernannt. 1898 wurde ihm der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen. Seitens des Kultusministeriums war er zum Delegierten für den im April 1905 in Athen abgehaltenen internationalen archäologischen Kongress bestellt. Auch an dem zweiten internationalen Kongress für Archäologie in Kairo 1909 hat er als Delegierter der Breslauer Universität teilgenommen. Die von ihm vertretenen Fächer sind das Bürgerliche Recht, der Zivilprozess, das Römische Recht, die Preussische Rechtsgeschichte und das Kirchenrecht.

Der ordentliche Professor und Direktor der Kinderklinik an der hiesigen Universität Dr. **Czerny** hat einen Ruf an die Universität Straßburg als Ordinarius für Kinderheilkunde und Direktor der neuen Kinderklinik angenommen. Er beginnt seine neue Tätigkeit im nächsten Sommersemester. — Die medizinische Fakultät unserer Universität hat somit binnen kurzer Zeit durch erfolgreiche Berufungen nach anderen Hochschulen den Verlust von drei hervorragenden Autoritäten: von Strümpell (Wien), Flügge (Berlin) und nun Czerny zu beklagen. Unser ausgezeichnete Ophthalmologe, Geheimrat Althoff, derzeitiger Rektor magnificus, hat erfreulicherweise den von Wien aus ergangenen Ruf abgelehnt.

Unserem Mitarbeiter, dem Privatdozenten für mittlere und neuere Geschichte in der hiesigen Fakultät, Dr. **Johannes Zietursch**, ist in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

Bekanntlich hat er sich durch sein gründliches Buch über die Einführung der Städteordnung in Schlesien bekannt gemacht.

Den Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. **Georg Wetzel**, zweiter Professor am anatomischen Institut, Dr. **Bruno Heymann**, Vorsteher der Wutschukstation am hygienischen Institut und Dr. **Paul Schröder**, Oberarzt der psychiatrischen und Nervenklinik, ist in Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

In Löwenberg ist am 9. August der emer. Lehrer und Cantor **Gruß Dreßler** im Alter von 85 Jahren gestorben. Der Verstorbene war als eifriger Sammler- und Naturforscher weit bekannt. Seine botanischen und namentlich die mineralogischen Sammlungen wurden von Interessenten viel besichtigt. Speziell um die Erforschung des Löwenberger Kreises und des Riesen- und Hertzgebirges auf diesem Gebiete hat sich Dreßler, der auch schriftstellerisch aufgetreten ist, Verdienste erworben.

Chronik

August

1. Der August beginnt kalt und regnerisch, wie der Juli geendet hat.

3. Der Kaiser hat einen Erlass über die volkstümliche Ausgestaltung der Gefangenschaft ergehen lassen.

4. In Jauer wurde heute ein Männer- und ein Frauen-Trinker-Asyl eingeweiht.

5. Die Nonnengefahr scheint nach den bisher bekannt gewordenen Mitteilungen in diesem Jahre heftig zu werden.

6. Der deutsche Kronprinz hat der Bolkshainer Schützengilde mitgeteilt, daß er die Würde eines Schützenkönigs für 1909/10 annimmt.

8. In Liegnitz findet das 1. Schles. Ballon-Wettfliegen und die Taufe des Ballons „Windsbraut Liegnitz“ statt.

9. Das anhaltend schöne Wetter gleicht die vorangegangene kalte Entwitterung wieder aus.

10. Heute gingen im Gebirge und am Zobten schwere Unwetter nieder, während die Ebene nichts davon abbekam.

11. Die Sperre des Erdmannsdorfer Schloßparkes ist auf Intervention der kgl. Hofkammer bis zum 1. Oktober hinausgeschoben worden.

12. Heute wurde von Rattowitz die Nachricht verbreitet, daß drei deutsche Luftschiffer von russischen Soldaten erschossen worden seien; glücklicher Weise bestätigt sich die Hiobspost nicht.

13. Am heutigen Tage hat der oberschlesische Kohlenverband die Zahl von 10 000 Wagen (mit 10 316) zum erstenmal überschritten.

15. Die Insassen des in Rußland gelandeten Ballons „Tschudi“, die Aeronauten Dr. Brintmann und Meßter, sind auf Veranlassung des deutschen Botschafters in Petersburg freigelassen worden und heute Abend wieder in Berlin eingetroffen.

Die Toten

Juli

27. Rittergutsbesitzer August Mayer, Dentwiz.

31. Pastor em. Theodor Winkler (Dresden), Fellhammer, 71 Jahre.

Oberstleutnant a. D. Carl Ludwig von Cleve, Stein bei Sibyllenort, 55 Jahre.

August

1. Major a. D. Oswald Walter, Brieg.

4. Eisenbahndirektor O. Utermann, Liegnitz, 65 Jahre. Oberregierungsrat a. D. Karl Freiherr von Senden-Bibran (Soden), Reifsch, 72 Jahre.

7. Forstmeister Friedrich Willmeck, Rauden O.-S.

8. Dampffägwerksbesitzer Viktor Selck, Ohlau, 42 Jahre.

10. Kaufmann Rudolf Weiß, Breslau, 50 Jahre.

12. Geistl. Rat Erzpriester Herrmann Michael, Sagan, 80 Jahre.

13. Gewehrfabrikant Paul Richter, Breslau, 68 Jahre.

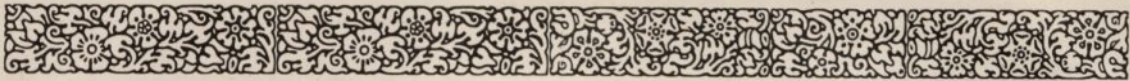
Was Deutschland leistet

zeigen „Salem-Aleikum“-Cigaretten, die in bezug auf Feinheit des Tabaks wie auf hygienische und technische Vollkommenheit der Herstellung ein Muster modernster Cigarettenfabrikation sind. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung nur Qualität. Echt mit Firma; Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis:

Nr.	3	4	5	6	8	10
	3 ¹ / ₂	4	5	6	8	10

 Pfennige das Stück.



Hoch hinauf!

Irrefahrten einer leidenschaftlichen Seele

Von Paul Albers

(4. Fortsetzung)

Der verliebte, junge Mensch versprach Alles. Und wenn es zwei oder drei Jahre wären, er würde warten. Denn ein anderes Mädchen nehme er doch nicht zur Frau. Kathrein habe es ihm ein für alle Mal angetan. Nun bekam Frau Rotremba wieder Mut und rief ihren Gatten herbei, dem sie Alles umschweifig und mit großer Zungenfertigkeit auseinandersetzte. Mit Unwillen sprach sie von Kathrein's Eigensinn; aber Kolibay nahm das Mädchen in Schutz. Denn seine Liebe verzieh Alles und war geduldig.

Der Rektor begleitete seinen jungen Kollegen ein großes Stück Weges nach Haus. Mit warmen Worten versicherte er ihm, daß er sich keinen lieberen Schwiegerjohn jemals gewünscht haben würde, als ihn. Kathrein würde sich wohl binnen kurzem eines Besseren besinnen. Sie sei noch zu kindisch und weltfremd. An ihm und seiner Frau solle es nicht fehlen, sie völlig unzustimmen. In gutem Einvernehmen schieden die Männer von einander.

Als Rotremba wieder zu Haus angelangt war, rief er die Gattin in die sogenannte gute Stube, um ungestört zu bleiben.

„Höre einmal, Alte“, sagte er bekümmert, „was mag wohl der Grund sein, daß das Mädel so obstinat ist? Ich habe mir schon gedacht, ob es sich nicht gar in den Hans verliebt hat?“

„Du bist wohl nicht recht bei Dir?!“ sagte die Rektorin. Sie weiß doch, daß er geistlich wird!“

„Ach was! Die Liebe fragt viel nach Wenn und Aber. Sie macht blind.“

„Du hast doch keinen Anhalt für Deine Annahme!“

„Das nicht — Herr Gott, was ist denn das?“

Lautes Jammergeschrei ertönte plötzlich vor dem Schulhause. Bestürzt eilten die Rektorsleute hinaus. Fräulein Lena stand händerringend im Schulgarten und schrie:

„Kommen Sie doch! Kommen Sie doch, Herr Rotremba! Er ist tot! Der Schlag hat ihn gerührt.“

„Wen denn? Um Gottes Willen, wen denn?“

„Den Herrn Pfarrer! Mein guter Onkel ist tot! O Gott, o Gott, o Gott!“

Alles stürmte nach der Pfarrei.

Auf dem Lehnstuhl saß Krause, als schlummerte er nur. Aber seine Hände waren bereits eiskalt. Die Hornbrille lag auf dem Tische und die

lange Pfeife auf der Erde. Bis in den Tod war sie ihm treu geblieben. Rotremba wollte das Furchtbare noch immer nicht glauben. Vorsichtig öffnete er die Augenlider des Pfarrers; die Augen waren glasig und gebrochen.

„Ja, er ist tot“, sagte er erschüttert, „Requiescat in pace! Fassen Sie sich, Frelka und zünden Sie die Sterbekerzen an.“

Bald erfüllte das ganze Dorf die Trauernachricht. Die Bauern ließen die Gespanne auf den Aekern stehen und liefen nach dem Sterbehause. Es war, als ob in jeder einzelnen Familie das Oberhaupt verschieden wäre. Denn allen seinen Parochianen war Krause während seiner vieljährigen seelsorgerischen Tätigkeit ein Vater, ein Freund und Berater gewesen. Nun schwieg sein menschenfreundlicher Mund für alle und ewige Zeiten.

In dem kleinen Dorfe lagen die Interessen der Einzelnen eng beisammen. Ein Jeder nahm Teil an dem Geschehe des Anderen. In dichtem Kreise umstanden daher die Männer, Frauen und Kinder die jammernde „Frelka“ und trösteten sie. Jeder drängte sich dazu, ihr diese oder jene der traurigen Pflichten gegenüber dem Entschlafenen abzunehmen. Schon nach wenigen Stunden lag der entseelte Körper des Dorfoberhirten auf der mit schönen Kränzen geschmückten Bahre. Der Rektor unterzog im Beisein des Fräuleins die hinterlassenen Papiere einer Sichtung. Alles befand sich in peinlichster Ordnung. Auch ein Testament war vorhanden. Bei seinem einfachen Leben hatte sich der Verstorbene ein hübsches Vermögen erspart. Sein letzter Wille besagte, daß die eine Hälfte seiner Hinterlassenschaft der Kirche, die andere der Nichte zufallen solle. Die Zinsen dieser einen Hälfte reichten aus, um Lene bis an ihr Lebensende vor materiellen Sorgen zu schützen. Aber dennoch schien es ihr, als wäre sie plötzlich unbarmherzig hinausgestoßen in die fremde, kalte Welt, in eine trostlose, weite Oede.

Noch niemals hatte Czirglowitz ein so schönes Begräbnis gesehen, als das des Pfarrers. Auch aus den Nachbarortschaften strömten die Bauern in Scharen herbei und füllten nicht nur die Kirche, sondern auch den Friedhof. Fünf Geistliche zelebrierten in schwarzen, mit Silberborten besetzten Gewändern die Totenmesse. Ernst und feierlich hallte ihr tiefer Gesang durch

das Innere des Kirchleins, dessen Wände Trauerflor umbüllte. Als das Totenamt beendet war, bestieg ein Jugendfreund des Entschlafenen die Kanzel und sprach, oft mit Tränen ersticker Stimme, die Leichenrede. „Unser Confrater“, schloß er, „war ein Mann, der, frei von Ehrgeiz und Eitelkeit, tief im bescheidenen Tale seines Wirkens treu der Pflicht lebte. Er sah nicht nach den Höhen! Er wollte nie hoch hinauf! Zum Lohne dafür hat ihn nun der Allmächtige zu sich emporgezogen in reinere Höhen, zu denen die Leidenschaft und menschlicher Irrtum keinen Zutritt mehr haben!

Kapitel 3.

Hans hatte glänzend seine Reifeprüfung bestanden. Vor dem versammelten Lehrerkollegium und den eingeladenen Stadthonoratioren hielt er in der Aula des Gymnasiums die deutsche Abschiedsrede über Cicero's „De officiis“. So eingehend und ernst sprach er über die Pflichten der Menschen, daß die Zuhörer über die Reife seiner Ansichten in Staunen gerieten. Der Religionslehrer beglückwünschte ihn und sagte ihm eine glänzende Zukunft voraus. In der römisch-katholischen Hierarchie gelte der Vorzug vornehmer Geburt nicht. Ein Jeder trage, wie der französische Soldat seinen Marschallstab im Tornüster, die Anwartschaft auf die höchsten geistlichen Würden in seinem eigenen Verstande, Charakter und seiner Frömmigkeit. Auch der Sohn des einfachsten Bauern könne hoch hinaufkommen und den Purpur eringen. Er wünsche ihm ein Gleiches und habe die feste Ueberzeugung, daß er niemals von der strengen Pflicht abweichen würde.

Berauscht von den Lobespenden trat der frisch gebackene Mulus — so wurden die entlassenen Abiturienten bis zu ihrer Immatrikulation auf der Universität genannt — die Heimfahrt an. Stolz und glückstrahlend erwartete ihn schon sein Vater auf der kleinen Station mit der „Brittsche“, einem dem Sand-schneider ähnlichen Gefährt. Wörtlich mußte er ihm mehrere Male die guten Lehren des Herrn Religionslehrers wiederholen, die dieser ihm für die Zukunft mitgegeben hatte.

Hans erkundigte sich während der Fahrt, was sich im Dorfe Neues zugetragen hätte? Von dem Ableben des alten Pfarrers hatte er natürlich längst Nachricht erhalten. Nun bildete der neue Pfarrer den täglichen Gesprächsstoff in Czirglowitz.

„Ja, der neue Pfarrer“, berichtete der Gemeindevorsteher, „ist auch ein sehr lieber Herr. Aber wie der Verstorbene, Gott hab' ihn selig, ist er doch nicht. Denn warum? Der neue ist noch jung und scharf. Er muß erst unsere Leute kennen lernen. Denn warum? Sie betrinken

sich halt mitunter und das mag der hochwürdige Herr nicht leiden. Er geht auch nicht zu den Bauern in die Häuser, wie der Alte, Gott hab' ihn selig, und erkundigt sich nicht nach ihren Verhältnissen. Er zieht auch höhere Stolgebühen. Und das gibt oft böses Blut. Denn warum? Unsere Leute haben es halt nicht dazu. Er spricht auch nicht so gut polnisch, wie der Verstorbene, Gott hab' ihn selig. Er stammt aus der deutschen Leobschüzer Gegend. Das Pfarrhaus sieht jetzt ganz anders aus. Alles neu tapeziert. Denn warum? Der Neue ist noch ein junger Herr und hält auf sich. Die alte Kalesche hat er verkauft und einen Landauer angeschafft. Das Fräulein Wirtin ist seine Schwester und ein richtiges Fräulein. Sie trägt keine Jacken, nur mod'sche Kleider.“

„Und was macht der Herr Rektor?“

„Was soll er machen? Geärgert hat er sich lezt hin. Denn warum? Die Rathrein hat einen Freier gehabt, den Adjuvanten aus Lipschau. Sie mochte ihn aber nicht. Sie hat gesagt, sie bleibt ledig. Sie ist eine dumme Gans. Denn warum? Der Adjuvant ist ein braver Mensch und kriegt 'mal von seinem Vater ein hübsches Stück Geld.“

Hans wurde feuerrot und starrte schweigend vor sich hin. Mit halbem Ohre nur hörte er noch darauf, was sein Vater weiter erzählte.

„Der alte Schostek hat sein Haus mit Schiefer gedeckt. Denn warum? Der Landrat gibt keine Erlaubnis mehr mit Stroh zu decken. Weißt Du, wegen der Feuergefährlichkeit. Der Malina ist in den Auszug gegangen. Sein Karlik hat sich eine Müllertochter mit Geld geheiratet, die Geschwister ausgezahlt und die Stelle übernommen. Unsere Schecke hat gekalbt. Die Schwarze hat verkalbt. Franz besorgt mir den Stall jetzt schon ganz allein. Auch die Pferde. Denn warum? Man wird halt immer älter, und das Feld macht genug zu schaffen. Die Stasy konnte auch schon heiraten, wenn sie nur gesünder wäre. Der Doktor sagte, sie soll nicht heiraten. Denn warum? Sie ist zu blutarm und schwächlich, sagt er. Die Mutter hat gestern für Dich Streuselkuchen gebacken. Siehst Du, dort steht sie schon vor der Gartentür und erwartet uns.“

Der Wagen hielt und Hans sprang leicht beweglich heraus. Er begrüßte die Mutter und die Geschwister. Nur durch Händedruck. Denn auf dem Dorfe küßten sich Verwandte nicht.

„Junge, Du siehst ja so blaß aus!“ sagte Frau Merten, „das kommt von dem vielen Studieren. Nun sollst Du Dich aber erholen und satt essen. Komm, komm! Das Abendbrot steht schon bereit.“

(Fortsetzung folgt)



Der alte Bräuer

Von Lothar von Runowski in Berlin

Es ist oft schwer einen Mann von genialer Anlage in scheinbar festgeprägte Berufsarten einzureihen. Und doch ist sein Bild erst vollständig, wenn wir das erkannt haben, was unter vielen Begabungen seinen eigentlichen Beruf ausmacht.

In der Gestalt des „alten Bräuer“ besitzt das künstlerische Schlesien einen Anlaß zu vielerlei Deutungen sowohl des Berufs, den dieser Mann auf eigenartige Weise vertrat, als einer gewissen Mischung künstlerischen und theoretischen Strebens, die zu seinen Lebzeiten in Deutschland selten war, seitdem aber in allen Kunstländern immer deutlicher zu beobachten ist.

Man sagt, daß er das Urbild zu Gerhart Hauptmanns geistvoller Tragödie „Michael Kramer“ war, man weiß, daß er Lehrer Friß Erlers wurde, des bedeutendsten Vertreters deutscher Wandmalerei. Von seinen eigenen Werken habe ich nicht viel gesehen, aber, was ich sah, verriet so starke Fähigkeiten, daß man die Zersplitterung seiner Kräfte auf das Leben, Lehren, Theoretisieren bedauern könnte.

Jedoch machte dieser Mann, der leider zu kurze Zeit und in hohem Alter auch mein Lehrer war, nicht im geringsten einen bedauerlichen Eindruck. Hart, fest und voll unendlicher Güte, Milde, Wärme war er keineswegs ein Märtyrer, sondern glich vielmehr den herben Köpfen der Frührenaissance, ich will nicht sagen einem

Mantegna oder Signorelli, aber vielleicht einem Manne von dem man nur wenig weiß, einem Lehrenden der Renaissance, dem Lehrer des Mantegna, dem Squarcione, von dem es heißt, daß er hundertfünfzig Schüler gebildet habe, nachdem er zuerst Schneider, dann Goldschmied, dann Maler war, sich nach Griechenland begab, um die Antike in wirklichen Originalwerken zu studieren, und heimgekehrt eben jene Lehre entfaltete, die Männer wie Mantegna überhaupt möglich machte, eine Lehre, die wir nur ahnen können, die aber neu entdeckt und wieder aufgebaut werden muß, wenn von wirklicher Wandmalerei überhaupt die Rede sein soll.

Der „alte Bräuer“ war kein Mantegna und auch kein wirklicher Squarcione, aber ich glaube in ihm den ersten Keim und Anlauf zur Gründung eines deutschen Lehrsystems zu erkennen, dessen weiterer Ausbau unserer Kunst die Energien, Intensitäten, Herbheiten jenes Naturstudiums und jener hohen Geistesbildung wiedergeben könnte, ohne welche die deutsche Wandmalerei Gefahr läuft, neue Dekorationsmalerei zu werden an Stelle alter Dekoration, aber niemals sich zum künstlerischen Fresko erheben kann. Niemand hätte manche jungdeutsche Gaukelei mit nackten Menschen auf großen Leinwandflächen härter verurteilt als dieser Mann, welcher die nackte Gestalt durchdringend mit dem Blick beobachtete, den wir

an Donatillos und Verocchio's David, Johannes, St. Georg beobachten. Er war damals der einzige Lehrmeister, welcher wußte, daß man Schnabel, Krallen und Huf der Tiere wie Hand und Fuß des Menschen, Blumen und Baumblatt anders studieren müsse, um solche Erscheinungen der Wand dauernd einzuprägen, als es die Maler seiner Zeit taten und heute erst Wenige zu tun begonnen haben.

Der „alte Bräuer“ hat seinen Schülern tiefe Anregungen gegeben, aber man kann nicht behaupten, daß er ein vollständig klares Lehrgebäude von traditionsfähiger Kraft geschaffen habe. Seine Schüler, sowohl diejenigen, welche sich dem freien Schaffen zuwandten, als diejenigen, die sich dem Lehrberuf widmeten, mußten durch eigenes Suchen und Nachdenken sein oft dunkles Wollen in sich selbst zur Klarheit kommen lassen. Aber das verkleinert nicht den Dank, den wir ihm schuldig sind. Bindet uns ein Heimatsgefühl an Schlesien, haben die zerstreuten Kunstkräfte dieser an Talenten reichsten Provinz Preußens ein gemeinsames Band, dann kann es die Erinnerung an einen Geist sein, der Kunst, Theorie, Phantasie und strengstes Naturstudium, harte Arbeit und schlesischen Frohsinn, wenn auch oft verborgen, in seiner Persönlichkeit einigte.

Der „alte Bräuer“ war wie geschaffen für Behandlung schlesischer Talente, deren Eigenart nach meiner Erfahrung so stark ist, daß man sie deutlich von der Anlage nichtschlesischer Begabungen unterscheiden kann. Ein unbändiger Hang zur Freiheit, zu früher Selbständigkeit, zum Verlassen der Heimat, oft vor Erledigung der ersten, notwendigsten Ausbildung, zeichnet sie aus. Wie hat dieser harte Zuchtmeister gütig dagegen gekämpft und wie konnte er sich zugleich freuen über die Vorzüge dieses Freiheitsdranges, über diesen in Schlesien geradezu erblichen Menzelschen Trieb, allenthalben in Stadt, Wald, Feld, Stall und zoologischem Garten den Reiz der Natur in Skizzen zu sammeln.

Den schlesischen Talenten ist eine Mischung des Wirklichkeitssinnes eigen, der alte Stiefel, einen Haufen Gemüll, die Unordnung zufällig zusammen geratener Gegenstände, auf der Straße oder im Garten, das Charakteristische der Tiere, das Komische vieler Menschen eindringlich sieht, aber im nächsten Augenblick eine Ferne, eine Höhe ersehnt, einen Rübzahl auf Berggipfeln, eine Märchengestalt im Mondschein, ein Italien, eine Herrlichkeit in den Wolken oder in der Vergangenheit. Welche Unterschiede zwischen Fritz und Erich Erler, Hans Baluschek, Adolf Münzer, Josef Bloch, dem Radierer und Porträtisten Heinrich Wolff! Vergessen wir Grüner nicht und denken wir

an Gerhart Hauptmann und Gustav Freytag einmal gleichzeitig.

Die schlesischen Talente lieben die Materie, als Künstler bringen sie oft Jahre zu mit Experimenten in Öl, Eßig, Farbe, Wachs, Bier, Knetgummi, Temperaemulsionen, sie vergessen leicht den praktischen Zweck und sind doch erstaunlich zur Praxis veranlagt. Sie denken andererseits gern und scharf in Abstraktionen, wissen ihre Absichten oft klarer zu formulieren, als wirklich durchzuführen. Sie sind klug, spöttisch und gutmütig zugleich — Gemütlichkeit habe ich nur in Schlesien gefunden — sie hassen sich heute und schütteln sich morgen die Hand.

Unter Menschen so mannigfaltiger Anlage stelle man sich den „alten Bräuer“ vor als einen Lehrmeister, der ein Schwanken, Taumeln, Zeitverlieren der Schüler dadurch überwand, daß er die gerade Linie zu Lebenszwecken des Künstlers nie aus dem Auge verlor. Das war der Sinn aller seiner Korrekturen und seiner geheimen kunsttheoretischen Forschungen auf dem Gebiete des Altzeichnens. Er suchte am menschlichen Körper die Proportionen, vom Augenblick und Zufall unabhängige Verhältnisse der Gliedmaßen. Er glaubte an den goldenen Schnitt als ein den Körper beherrschendes Proportionsgesetz. Er nötigte im Stillen seine Schüler, da sie doch als solche ganz bestimmte eigene Ziele haben können, zur Mitarbeit an seinen eigenen Lebenszwecken, nämlich an einer Elementarlehre der Darstellung des nackten Körpers. Er brachte es fertig, alle Schüler alle Studien in ganzer, dreiviertel, halber und viertel Lebensgröße stets anlegen zu lassen. Er nötigte die unruhigen Geister sich in dieses vorgeschriebene Raumgerüst hineinzufinden. Er lief den ganzen Tag mit einem Metermaß umher unter Menschen, denen strenges Maß der größte Schrecken war. Seine Leidenschaft für das Messen war geradezu innerster Ausdruck seines Wollens. Er maß Auge, Nase, Mund, Finger, Behe, Nagel — und doch: er hätte in keiner anderen Stadt und unter keinen anderen Schülern Anklang gefunden, als unter den Schlesiern, welche fühlten, wie nötig diese Strenge gerade ihnen sei.

Mir selbst, wenn ich davon reden darf, fuhr dieses Messen dermaßen in die Glieder, daß ich danach ein halbes Jahr von früh bis in die Nacht nichts anderes tat. Aber diesem Umstande verdanke ich, daß ich durch plötzlichen Umschlag eine Methode des Zeichnens fand, welche das Messen und seine Genauigkeit durch rythmisches Raumgefühl ersetzt und fast gänzlich entbehrlich macht. Aus herbster, mathematischer Konzentration ein jäher Durchbruch zu einer Lehrweise, die nicht mehr abhängig vom

Messen der Dürer, Lionardo und aller für Mathematik begeisterten Renaissancekünstler ist.

Für mich war der „alte Bräuer“ das größte und einzige Beispiel eines Elementarlehrers in den bildenden Künsten, der vor allen praktischen Anwendungen, vor Berührung des Schülers mit den Zeitströmungen und bevor er von großen Meistern der Gegenwart unmittel-

bar lernen läßt, jene Fülle und Vielseitigkeit der Anlagen in begabten Anfängern zu bemastern weiß durch eine Lehre, die dem Bildungstriebe junger Künstler gerecht wird im strengsten Naturstudium.

Seine Lehre praktisch und theoretisch fortzusetzen habe ich mir zur Lebensaufgabe gemacht.

Die Bräuer-Ausstellung im Schlesiſchen Museum der bildenden Künſte in Breslau

Von Dr. Arthur Lindner in Breslau

Eine Auswahl aus Albrecht Bräuers künstlerischem Nachlaß, vermehrt durch einige Leihgaben aus öffentlichem und privatem Besitze, ist gegenwärtig im „Schlesiſchen Museum der bildenden Künſte“ zu Breslau ausgestellt. Viel Kundes, Fertiges, Abgeschlossenes, wie es das Publikum auf Ausstellungen erwartet und gewohnt ist, wird es dort freilich nicht finden, wohl aber einen Reichtum von Plänen, Entwürfen, Forschungen und Studien, deren Betrachtung lohnenden Genuß für jeden bietet, der gewillt und befähigt ist, einen Blick in die Werkstatt eines großen Künstlers zu tun und ihm gleichsam bei der Arbeit über die Schulter zu sehen.

Was da Alles von Blättchen und Schnitzeln aus den Mappen in bunter Fülle zum Vorschein kam und — es ging nicht gut anders — in ziemlichem Wirrwarr auf den Schautischen ausgebreitet wurde, ist schwer zu registrieren.

Beiden Kompositionen mehrfiguriger Szenen, etwa solchen zum „Hamlet“ und den Shakespeareschen Königsdramen, zur „Legende des heiligen Martin“ und vor allem zu Bräuers Hauptwerk, dem großen Bilde „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ ist es anziehend zu verfolgen, von wie verschiedenen Seiten der Meister sein Thema angriff, wie gründlich er seinen Entwurf immer und immer wieder durcharbeitete. Daß der bewegte Akt, lebendig und sicher in knappen Umrißstrichen festgehalten, den gewandeten Figurenstudien vorausgeht, versteht sich bei einem Künstler von so altmeisterlicher Gewissenhaftigkeit von selbst.

Solchen frischen, mit flüchtigem Stifte fixierten Einfällen stehen dann aber auch einige mit größter Liebe durchgeführte Zeichnungen, Bildnisse von Freunden aus Bräuers Frankfurter Zeit, gegenüber. Daran reihen sich physiognomische Studien, in denen der Maler seinen eigenen Porträtskizzen mitunter Köpfe gegenüberstellt, die er aus Gemälden und Stichen alter Meister kopierte.

Ein ähnlicher historischer Sammeltrieb, dem Menzels vergleichbar, bekundet sich in den kostümgeschichtlichen Blättern, auf welchem Bräuer ganze Musterkollektionen alter Hutmoden oder sonstiger Trachtenteile zusammentrug.

Wer die 73 Tafeln zoologischen Inhalts durchsieht, möchte aber doch vielleicht dem Tiermaler vor dem Menschenschilderer den Vorzug geben. Eine ganze Arche Noah und noch einiges mehr ist hier vereint, naturwahr dargestellt, mit dem Rüstzeuge gelehrter Forschung beschrieben, die Farben, Maße, Verhältnisse mit steckbriefartiger Akribie zu Protokoll genommen.

Das Gleiche gilt von der Landschaft: Bräuer malte keinen Wald, ehe er nicht wußte, wie der einzelne Baum ausseh, keinen Baum, ehe er sich nicht die Gestalt jedes einzelnen Blattes klar gemacht hatte. So kam er aus dem Hundertsten ins Tausendste, und das Resultat war eine schier unübersehbare Masse zusammengetragener Materials. Ton und Stimmung seiner Wolken-, Wasser- und Terrainstudien hat er teils mit schnell hingestrichener bunter Oelfarbe impressionistisch festgehalten, teils, auf den Bleistiftblättern, durch eng und kaum leserlich in die Zeichnung hineingekitzelte Angaben der koloristischen Nuancen für die spätere Atelier-Bearbeitung notiert.

Einen großen Raum beanspruchen die aus dem Besitze der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbe-Museums zu Berlin sowie von der dortigen akademischen Hochschule für bildende Künſte entliehenen Proportionstafeln lebensgroßer männlicher und weiblicher Gestalten, ferner die zahlreichen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgeführten Zeichnungen aus der Menschen- und Tieranatomie, darunter ein umfangreiches Tafelwerk über die Brustbeine und anderen Skeletteile aller Vogelarten. Die dem Laien übertrieben und fast zwecklos erscheinende Genauigkeit, mit der Bräuer solche Studien pflegte, hat wohl

selten bei Malern ihresgleichen gefunden und ruft etwa nur noch die Erinnerung an Lionardo wach.

Dieses alles war Mittel zum Zweck, war vorbereitende Arbeit des Theoretikers und Gelehrten für den Künstler. Man wird diese Tabellen eher in einem naturwissenschaftlichen Kabinett oder allenfalls in der Lehrmittelsammlung einer Kunstschule suchen, als in einem Museum der bildenden Künste, und es geschah zum Besten des Gesamtbildes, das die Ausstellung von Bräuers Lebenswerk bieten will, wenn hier manches unterdrückt wurde. Um mit einem flüchtigen Blicke abgetan zu werden — und das würde ihr Schicksal sein — dafür sind diese Erzeugnisse einer riesenhaften Arbeitskraft zu gut. Der

tiefer interessierte Besucher möge sich die Mappen mit dem Reste vorlegen lassen.

Alles in Allem: Albrecht Bräuer schritt als Maler und Forscher den ganzen Kreis der Schöpfung aus. Aber es will uns scheinen, als wäre er in seiner zu gewissenhaften Präparation stecken geblieben und darum nie zur Lösung seiner Hauptaufgabe gelangt. Wie ein gar zu gelehrter Professor ein Semester über der Einleitung zum Thema seiner Vorlesung verstreichen läßt, so zerrann ihm ein Menschenleben. Und daher gibt die Ausstellung, so lückenhaft und zufällig in ihrer Zusammensetzung sie vielleicht sein möge, am Ende doch ein treues Bild vom Schaffen dieses Mannes, von einem Schaffen, das trotz alledem groß und verehrungswürdig ist.



Jugendselbstbildnis
Albrecht Bräuers



Weinbergshaus auf der „Schillerhöhe“

Grünberger Weinbergshäuser

Von O. Th. Stein in Glogau

Mit vier Zeichnungen von Willibald Kraim in München

Die modernen Architektenwettbewerbe für Sommer- und Ferienhäuser haben ihre Motive vielfach aus stillen, halbvergesenen Winkeln hergeholt und meist die so behagliche, schlichte und doch klassisch schöne Bauweise unserer Großväter und Urgroßväter zum Ausgangspunkte genommen. Dabei hat man folgerichtig auch jene leichten, nur für sommerliche Benützung eingerichteten Häuschen als Vorbilder herangezogen, in deren Räumen schon manches herrliche Werk genialer Dichter, Musiker und Maler das Licht der Welt erblickt hat, nämlich die Weinbergshäuschen. Solcher berühmten Weinbergshäuschen gibt es eine ganze Reihe. Die Poesie der Rebe und des goldenen Weins, der stille feine Reiz einer solchen weitschauenden, einsamen Klausel haben stets Künstlerseelen zu frohem Schaffen angeregt und bei manchem Kunstwerk Pate gestanden. Wer dachte dabei nicht an Schiller und seinen im

Rörner'schen Weinbergshäuschen zu Loschwitz bei Dresden beendeten „Don Carlos“?

Wohl mag auch in schlesischen Weinbergshäusern hie und da ein Liedchen geboren worden sein, das etwas weiter, als über die engen Grenzen des Ortes selbst hinausklang — das Geibelhäuschen im Schloßgarten zu Carolath ist freilich daraufhin nicht anzusprechen, da es kaum jemals in einem Weinberge gestanden hat —, indessen, das Erinnern an große Taten im Reiche der Kunst und Literatur knüpft sich weder an den schlesischen Wein, noch an die schlichten Mauern und Bretterplanken der kleinen Häuschen auf den schlesischen Rebenhügeln.

Das ist schließlich auch nur natürlich, denn die ganze Provinz begann ja erst in neuerer Zeit sich zur Blüte zu entwickeln. Und der Ruf des schlesischen Weines war und ist leider immer noch derart, daß er Künstler und Dichtersleute eher abschreckt als anzieht. Selbst Kinder dieses

Bodens fliehen die Stätten, da er gebaut wird, oder achten doch nicht der intimen Reize, die das schlesische Weingebiet in so reichem Maße aufzuweisen hat. So lebt der Dichter Otto Julius Bierbaum, ein Grünberger Kind, irgendwo im fernen Süden und zieht das Nebenblut fremder Länder dem heimatlichen vor.

Raum einer jener Wettbewerber der „Woche“ oder irgend ein anderer junger aufstrebender Künstler hat wohl auch seine Schritte ins schlesische Weinland gelenkt, um Studien hier zu machen an der Natur und an Menschenwerken. Es hätte das vielleicht auch früher geschehen müssen, als der Weinbau im schlesischen Norden noch in voller Blüte stand, als der Bürger und Bauer seinen Weinberg noch als einen Schatz ansah, den er sorgfältig und mit wahrer Liebe hütete und pflegte, als auch das Weinbergshaus noch mehr Sorgfalt und Interesse fand, als es allsonntäglich noch das Spaziergangsziel für den Weingutsbesitzer war und der Wohlhabende Wert auf die äußere und innere architektonische Ausgestaltung desselben legte.

Heute ist das schon lange nicht mehr so, warum, das ist an dieser Stelle bereits einmal eingehender dargelegt worden. Unter der betrübenden Rückentwicklung des schlesischen Weinbaues hat auch das Weinbergshaus sowohl quantitativ als qualitativ, wenn man so sagen darf, gelitten. Heute denkt niemand daran massive künstlerisch schöne Weinbergshäuser, die doch gewissermaßen reine Luxusbauten sind, aufführen zu lassen. Wohl ist das innerhalb der letzten Jahrzehnte noch hie und da geschehen, aber die Resultate dieses Neubürgerlichen Luxusbedürfnisses verdienen nicht in die Rubrik der beachtenswerten, geschweige denn in die der schönen Bauwerke eingereiht zu werden. Sie können deshalb ganz außer Betracht bleiben und sind höchstens als traurige Zeichen eines erstorbenen und verrotteten Geschmacks zu betrachten.

So haben wir es hier in der Hauptsache nur mit älteren Typen des schlesischen Weinbergshauses zu tun, und zwar soll, der Bedeutung des Grünberger Weingebietes, als des weitaus größten, entsprechend, lediglich von Grünberger Weinbergshäusern hier die Rede sein.

Der Charakter und die Bestimmung dieser Bauten brachte es mit sich, daß wenige davon mehr als anderthalb Jahrhunderte an sich vorüberaussehen sahen. Die leichte Bauart, das nicht immer tadellose, oft direkt primitive Baumaterial stempelten die Häuschen zu provisorischen Einrichtungen. Die Grünberger in einem Radius bis zu 3 Kilometer umgebenden Weinberge machten es schon aus praktischen Gründen notwendig, daß in jedem von ihnen

ein Schuppen errichtet wurde, der notwendiges Material barg, das sonst immer erst von der Stadt hätte herausgeschleppt werden müssen. Auch macht die Pflege des Weinstocks oft unerwartete Eingriffe nötig, die rasch erledigt werden müssen. Für die Erbauung eines Häuschens war also in erster Linie das reine Nützlichkeitsprinzip maßgebend und dieses Prinzip beeinflusste sowohl Material als Bauart. Meist errichtete man leichte, schmucklose Bretterhütten. Viel Sorgfalt wendete man nicht daran, bemühte auch oft genug den Maurer oder Zimmermann garnicht erst, sondern stoppelte sich selbst aus ausgedienten Balken und Brettern den Schuppen zusammen. Dieses Nützlichkeitsprinzip ist heute völlig vorherrschend und die weitaus größte Mehrzahl der Grünberger Weinbergshäuser sind kleine, rohzusammengemauerte Bretterbuden, in denen das nötige Handwerkszeug des Winzers, Bottiche und Körbe, Nebenlatten und allerlei altes Gerümpel aufbewahrt wird. Größere Häuser hätten für die vielen einzelnen kleinen Weingärten ja auch gar keinen Zweck.

Mit dem Aufblühen des Weinbaues und dem Wachsen des Wohlstandes wuchsen aber auch die Bedürfnisse und Ansprüche. Man wollte nach getaner Arbeit da draußen unter den Reben auf der Höhe ein wenig der Ruhe genießen, an Ort und Stelle sich länger aufhalten und vielleicht den schönen Blick über die Stadt bewundern. Das führte zu allerlei Änderungen, die nicht mehr in das Herrschgebiet des reinen Nützlichkeitsprinzips gehörten. Das primitivste Mittel zur Befriedigung solcher Wünsche war wohl eine Bank zum Ausruhen. Sinnige Gemüter schufen dem kahlen Holzhäuschen einen äußeren Schmuck durch rankende Blüten und eine Laube, durch ein umgebendes Geländer und dergleichen. Dies veranlaßte wiederum reichere, behaglichem Lebensgenuß verständnisvoller gegenüberstehende Leute, die sich das leisten konnten, die alten Schuppen niederreißen und feste, gemauerte, wenn auch immer noch leicht und luftig gebaute Häuschen dafür erstehen zu lassen.

Bald ging das noch weiter. Wohlhabende Bürger siedelten auf Wochen und Monate in ihr Weinbergshaus zum Sommeraufenthalt über. Es wurde eine Küche eingebaut, ein Schornstein eingelegt, meist außen an der Hauswand angeklebt, wie deutlich am „Großen Naboth“ zu erkennen ist, die Wände wurden ein wenig stärker und schließlich entstand aus manchem „Sonntagshäuschen“ ein Wohnhaus für immer oder doch für längere Zeit im Jahre. Diese Entwicklung hat ihren Stempel der ganzen Grünberger Peripheriesiedelung aufgeprägt und überall in den Weingärten kleine

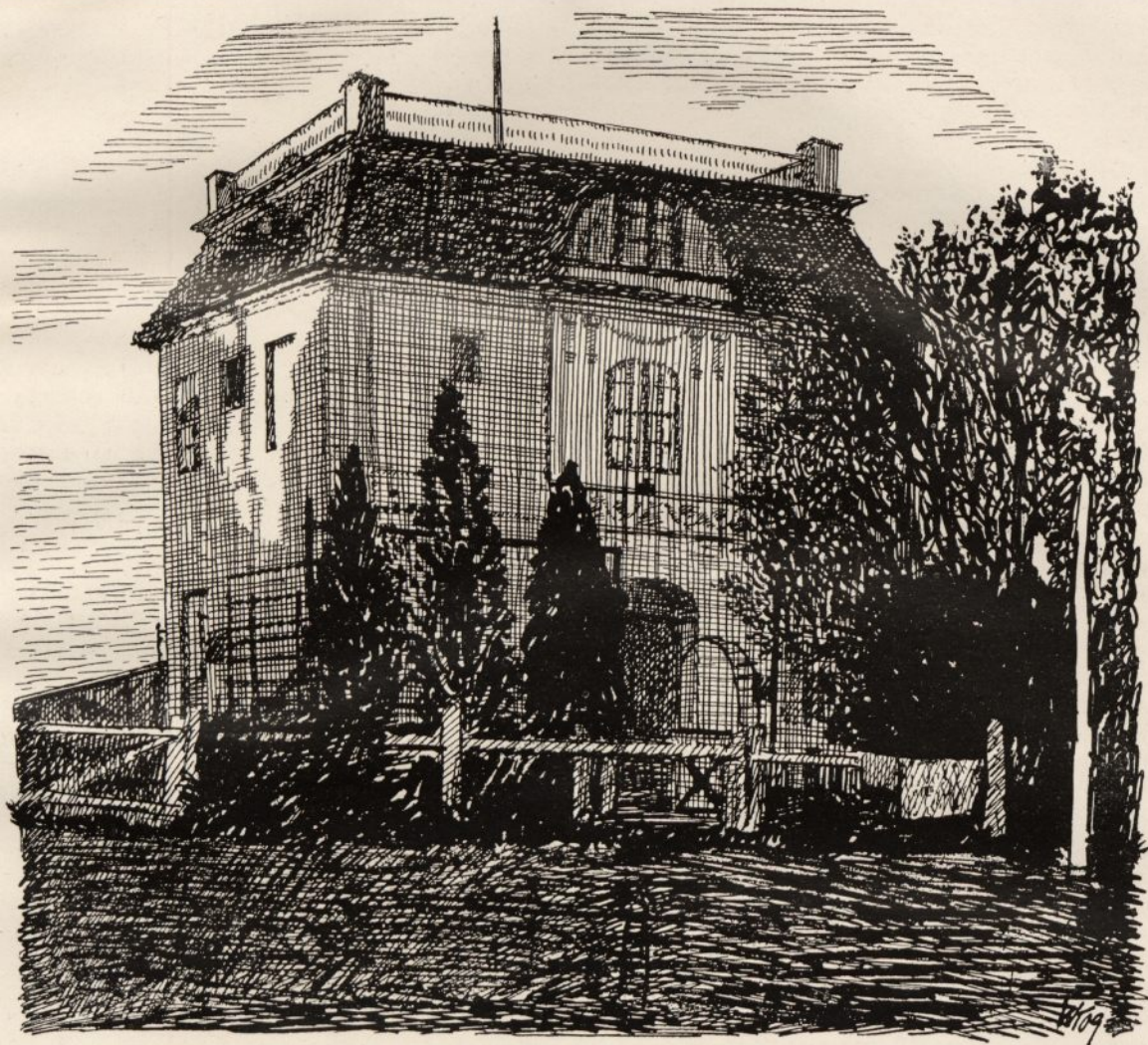


Die „Marien-Rapelle“

Wohnstätten entstehen lassen, in denen sich die ärmeren Weingartenbesitzer inmitten ihres Gartens angesiedelt haben. Diese neuen „Weinbürger“, die meist Industriearbeiter sind, konnten natürlich an die architektonische Ausgestaltung ihres Heims nicht das geringste wenden und so setzte der Maurer einfach primitive Ziegelfästen mit schrägem Dach hin, daneben einen Bretterschuppen. Dadurch ist das Landschaftsbild der Grünberger Weinberge sozu-

sagen proletarisiert, verhäßlicht worden. Leider sind dieser Entwicklung auch die in unsern Bildern dargestellten schönen alten Weingartenhäuser nicht entgangen und zu Wohnhäusern für allerlei kleine Leute benützt worden. Davon mehr nachher.

Wie schon erwähnt, ältere als aus dem Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts stammende Zeugen solcher Entwicklung des Weinbergshauses sind meines Wissens nicht



Haus an der Augusthöhe

mehr vorhanden. In den letzten Jahrzehnten sind eine ganze Anzahl älterer teils niedergedrückt, teils abgebrannt. Davon stammten die ältesten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Gerade die wenigen noch vorhandenen älteren Weinbergshäuser aber wären interessante Studienobjekte für den Kulturhistoriker und den Künstler und auch der mit einem offenen Auge begabte Laie wird von ihrer Betrachtung lernen können, daß man zur Zeit unserer Großväter und Urgroßväter doch gewaltig mehr Geschmack und Stilgefühl besaß, daß man es damals verstand, auch die rauhe Tagesarbeit durch Schönheit zu adeln und den rohen, schwarzbrettern Rumpelkasten mit schlichten geringen Mitteln zum Tempel zu gestalten, während sich heute „höhere“ Bedürfnisse des reichen Bürgers meist in geschmacklosen Prozenbauten darzutun pflegen. In Grünberg ist das glücklicherweise noch nicht so schlimm, man sieht

da noch verhältnismäßig recht viel alte schöne Häuser, aber wie viele dieser prächtigen alten Empirebauten verfallen und verwittern, ohne daß ihre wohlhabenden Besitzer auch nur einen Finger zu ihrer Erhaltung rühren! Man wird gerade hier lebhaft an die kleine didaktische Geschichte des „Kunstwarts“ erinnert, die vor einiger Zeit durch die Presse ging: „Wie einer die Schönheit der Kleinstadt fand“. Wo man aber das Alte erhalten möchte, da veranstaltet man es durch Anbauten und „Renovationen“.

Das Schicksal, dem langsam zerstörenden Zahne der Zeit und verständnisloser Behandlung anheimzufallen, ist auch den schönen alten Weingartenhäusern des Grünberger Gebietes fast ohne Ausnahme zuteil geworden. Der Vandalismus ungebildeter Bewohner [und „renovierender“ Handwerker] hat schon manche schöne klassische Linie durch Neuanbauten, Fliche-

reien, sinnlosen, alles überklebenden Anstrich zerstört. Für Bestrebungen zum Schutze heimatlicher Kunstdenkmäler ist aber bei den zuständigen Stellen und der Bürgerschaft kein Interesse vorhanden. So bröckelt von all dem Schönen, was die Vorväter geschaffen, unaufhaltsam Stück um Stück ab, die Zimmer, in denen meist biedermeierlicher, traulicher Hausrat die Wände zierte, stehen bestenfalls leer oder sind womöglich gar mit den üblichen Abzählungsungetümen im Muschelstil besetzt, die Wände entweder mit der rohesten Schablone grellbunt bemalt oder mit geschmacklosen billigen Tapeten bekleistert, öfter noch mit Kalk überschmiert, der in großen Fetzen losgebröckelt ist; die feinen Steinkränze und Guirlanden an den Fassaden sehen wie von Mäusen benagt aus, die alten hübschen Fensteröffnungen sind zum Teil den neuzeitlichen Ansprüchen gemäß gewaltsam ausgeweitet. Das ganze Haus wird behandelt wie eine Scheune, Balken dagegen gelehnt, allerlei Gerümpel und Geräte drum herum aufgehäuft, klaffende Lücken mit Brettern verschlagen und was dergleichen Barbareien mehr sind. Die ursprünglichen Erholungsstätten sind zu rücksichtslos ausgenüht und zurechtgestoppelten Werk- und Wohnstätten geworden. Die früheren Besitzer haben ihre großen Gärten „geschlachtet“ und das Haus beliebigen Leuten verkauft oder vermietet. Die hübsche stimmungsvolle altersgraue Marienkapelle, der einzige aus weiter zurückliegender Zeit stammende Weinbergsbau, der einem der reichsten Bürger gehört, ist in der unsinnigsten Weise mit allerlei Firtelanz verunstaltet worden. Man hat einen der üblichen Ton-Gartenzwerge gewissermaßen als Glöckner in die Dachreiteröffnung gesetzt, einen Hasen (!) auf die Dachfirste, an die Siebel-ecke einen Tonstorch und anderes Getier, hat neben der ursprünglich doch gottesdienstlichen Zwecken dienenden Kapelle einen zierlichen, aber unbenützten Taubenschlag aufgepflanzt

und sonst noch allerlei geschmacklose Künsteleien angebracht, sicherlich in der Annahme, daß das schön sei und man noch sehr pietätvoll gegen das alte Gebäude gehandelt habe. Das Ganze, das früher einmal sehr hübsch gewirkt haben muß, macht jetzt den Eindruck einer bunt aufgeputzten Jahrmarchtsbude.

Das alles sind betrübliche Merkmale des durch die industrielle Entwicklung bedingten Weinbaurückganges. Es kommt hinzu, daß künstlerische Gedanken und Bestrebungen den Weg in diesen fast verfehmten und doch so reizvollen Erdenwinkel noch wenig gefunden haben. Gerade für unsere Kunstgewerbler und besonders für Maler wäre hier aber noch ein sehr dankbares Studiengebiet. Viel zur Erhaltung des schönen Alten würde eine Belebung des Weinbaues beitragen. Man müßte sich diese Belebung freilich in dem Sinne des längst verstorbenen Grünberger Kreisphysikus Dr. Wolff denken, der im Hinblick auf den Traubensegen der Grünberger Hügel mit Recht die Einrichtung eines Traubenkurortes empfahl. Jedenfalls wäre die Verwendung zum Rohessen auch eine würdigere als die, sauren und von seinem schlechten Rufe doch niemals zu befreienden Wein daraus zu keltern.

Freilich müßte die treibende und rechtzeitig hemmende Kraft vorhanden sein, die dem Weinkurort Grünberg die richtigen künstlerischen Wege wies und die schönen alten Häuser aus Großmutter's Zeit in den Weinbergen vor der Zerstörung bewahrte. Zu alledem ist aber gegenwärtig wenig Hoffnung und so werden vielleicht in zwanzig, dreißig Jahren mit dem mehr zurückweichenden Weinbau auch die wenigen hübschen alten Weinbergshäuser verschwinden, und an ihrer Stelle werden sich lange Reihen schablonenmäßiger Mietskasernen erheben, deren schüchterne, aber um so scheußlichere Anfänge jetzt bereits dem Wanderer am Fuße der Rebenhügel entgegen-grinsen.



Der „große Naboth“

Von Nah und Fern



Aus der Kunstausstellung in Rattowitz

Ausstellungen

Die Ausstellung kirchlicher Kunst, die im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau am 26. August eröffnet worden ist, nimmt den Lichthof und acht Räume des zweiten Stockwerkes ein. Diese konnten bei dem großen Raummangel des Museums nur unter großen Schwierigkeiten dafür freigemacht werden, mußten es aber beiden vielen Anmeldungen und dem großen Interesse, das sich für die Ausstellung von Anfang an kundgab. Die Ausstellung gliedert sich in eine Abteilung: „Alte kirchliche Kunst in Schlesien“ und eine Abteilung: „Neue kirchliche Kunst“. Den Glanzpunkt der ersten Abteilung, wenn nicht der gesamten Ausstellung bildet der Breslauer Domschatz mit seinen vielen kostbaren Werken der Goldschmiedekunst von der Gotik bis zur Barockzeit. Mit dem silbernen Altar des Domes, den das Domkapitel gleichfalls zur Verfügung gestellt hat, vereint er sich in einem besonderen Raume zu einer wirkungsvollen Gruppe kirchlicher Edelschmiedekunst. Diese ist auch sonst noch in überaus wertvollen alten Arbeiten, Kelchen, Monstranzen, Kreuzen usw. aus dem Besitze schlesischer Kirchen vertreten. Von Werken der Malerei sind die beiden Madonnen von Lukas Cranach aus dem Breslauer und dem Slogauer Dome zu nennen, ferner der prachtvolle gotische Flügelaltar des Petrus Wartenberg aus der Breslauer Kathedrale, sowie einige andere, dem Publikum wie der Kunstforschung bisher gänzlich unbekannt gebliebene, sehr interessante, mittelalterliche Gemälde. Auch der größte Schatz der Dorfkirche in Rothföhren bei Breslau, die über einen Meter hohe Bronzefigur eines Christus von dem niederländischen Bildhauer Adriaen de Vries vom Jahre 1604, wird hiermit zum ersten Mal einer breiteren Öffentlichkeit gezeigt. Sehr groß ist auch die Zahl der von schlesischen Kirchen eingekauften alten, gewebten und gestickten Messgewänder. Mit dem Besitze des Museums sind sie in einem gänzlich neu eingerichteten Textilzimmer ausgestellt. Weiterhin enthält diese Abteilung alte Glasgemälde, eine von Maler Baeder kürzlich restaurierte Renaissance-Kanzel, Epitaphien, Mess-

bücher und anderes. Bei der neuen Abteilung sind in erster Reihe unsere heimischen Künstler und Kunsthandwerker beteiligt, so die Maler Härtel, Professor Kämpfer, Laboschin, Langer, Liebich, Linke, Professor Wislicenus, die Bildhauer Baumeister, Koschel, Paul Schulz, Tschötschel, Professor Werner-Schwarzburg, Wiedermann. Die Firma Buhl stellt einen großen Barockaltar aus, die Firma Seiler mehrere Glasfenster, die Firmen Schlossarek und Höpftner Kelche, Monstranzen und andere Kultgeräte, die Firmen Fengler und Julius Henel vorm. E. Fuchs Paramente. Daneben sind aber auch auswärtige Maler, Glasmaler und Bildhauer vertreten u. a. Bildhauer Schreiner aus Regensburg, der einen großen, für die neue katholische Kirche in Antonienhütte (O.-S.) bestimmten gotischen Altar aufbaute. Besondere Abteilungen bilden außerdem: eine Sammlung von Gemälden schlesischer Nazarener (Raphael Schall und Theodor Hamacher), die Geschenke, die Kardinal Ropp an seinem fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläum 1906 erhalten hat, Reproduktionen von Werken kirchlicher Kunst, die durch die Hofkunsthandlung von Bruno Richter von unseren bekanntesten Kunstanstalten zusammengebracht wurden, und endlich Photographien alter schlesischer Kirchen vom Hofphotographen Götz in Breslau und Paul Runze in Schweidnitz. Der gedruckte Katalog umfaßt 304 Nummern.

Kunstausstellung in Rattowitz. Eine Anzahl jüngerer meist ober-schlesischer Künstler, darunter mehrere ehemalige Schüler der Breslauer Kunstschule, haben den früher schon von anderer Seite gemachten Versuch wiederholt, die musikfreundlichen Rattowitzer auch für die bildende Kunst zu gewinnen. Daß sie es mit Geschmack angefangen haben, zeigt der Blick in den einen hübsch arrangierten Innenraum dieser Rattowitzer Kunstausstellung. Von Seiten der älteren Kollegen namentlich aus der Provinzialhauptstadt wäre diesen jungen wagemutigen Künstlern nachdrückliche Unterstützung zu wünschen. Beteiligt waren diesmal die Bildhauer Robert Bednorz, der ein Grabmal des

Kommerzienrats W. Fikner in Laurahütte geschaffen hat, und Kurt Kleine, ferner die Maler Willy Fikner in Laurahütte, der nach dem Unterricht in Breslau bei Banker in Willinghausen studiert hat, wie u. a. sein auf der Abbildung sichtbares Schwämer Bauernmädchen deutlich zeigt, Hans Block (Breslau), Georgis Rogier (Rattowitz-München), Franz Eduard Müller (Rattowitz-Berlin), Otto Beyrer (Rattowitz-Königsberg), Jakob Glasner (Bielitz-Wien) und die Damen Betty Schmiedes und Sifela Wicher a. Friedrich Dittert aus Glax war mit graphischen Blättern vertreten. Kunstgewerbliche Arbeiten hatten Hans Schlicht aus Breslau, Else Nowat aus Godullahtütte und der schon genannte Georg Rogier beigezeichnet. Seine von der Firma Völkelt in Rattowitz ausgeführten Schmucksachen verdienen besondere Erwähnung.

Ausstellung Friedhofskunst in Görlitz. Zu der vom Oberläufiger Kunstgewerbeverein für Ende September in Görlitz geplanten Ausstellung Friedhofskunst haben eine große Anzahl Künstler ihre Beteiligung zugesagt, darunter bekannte von hervorragender Tüchtigkeit, wie Professor Bruno Möhring (Berlin), die Bauräte Schilling und Gräber (Dresden), Professor Pfeiffer und Bildhauer Mensing (München-Leipzig), Architekt von Bernoulli (Berlin), Stadtbaurat Grässel (München), die Werkstätten für Friedhofskunst in Berlin, die Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalreform usw. Die Ausstellung wird in dem idyllisch gelegenen Garten des Handelskammerhauses stattfinden. In der den Garten begrenzenden Gartenhalle wird außer Friedhofsplänen, Grabmal-Entwürfen und Skizzen eine Vorbildersammlung, die das Kunstgewerbe-Museum in Berlin liefert, zur Ausstellung kommen. Der Garten selbst soll eine Freilicht-Ausstellung für Grabmal aufzunehmen; er wird unter Benutzung der vorhandenen Anpflanzung zu einem kleinen Friedhof umgewandelt; es sollen hier Gräber in anderer Anordnung und geschmackvoller neuzeitlicher Form als Mustergräber vorgeführt werden. Die Ausstellung wird die Beachtung weiter Kreise verdienen und viel Anregung geben zu reorganisatorischer Tätigkeit auf einem Gebiete, das heute fast überall in unkünstlerischer und schematischer Weise betrieben wird. Die Dauer der Ausstellung ist auf 3 Wochen festgesetzt, sie wird am 18. September eröffnet werden.

Die Christliche Kunstausstellung zu Düsseldorf. Es wäre im Interesse der Kultur zu beglückwünschen, wenn die Kirche nach langem Winterschlaf endlich wieder anfinge, sich von der Kunst beschränken zu lassen. Man braucht nur flüchtig der Gotik, der Renaissance und des Barocks zu gedenken, um zu fühlen und zu begreifen, welche Gewalt der Kirche abhanden kam, als sie die Kunst entließ, um sich mit einem populären Barbarismus zu begnügen. Man wird aber zugleich erkennen, welche wichtige Provinz der Kunst verloren ging, als sie sich von der Kirche wandte. Denn, genau zugehört, erklärt sich die Kluft zwischen den beiden höchsten, und innerlich eng verwandten, geistigen Faktoren aus einer gegenseitigen Entfremdung. Sie konnten nicht mehr miteinander auskommen. Der Ansturm der irdischen Entwicklung war so gewaltig, daß die himmlische Tochter sich nur durch eine Verschanzung, durch eine absolute Negation, retten zu können glaubte. Die Erde aber war über Nacht so reich und selbstbewußt geworden, daß sie sich von der einstigen Herrin für immer emanzipieren wollte. Es ist eben so banal, wie fürwichtig, wie weise, zu sagen, daß der Ablauf der göttlichen und der Anstieg der menschlichen Kurve so kommen mußte; es gehört nur wenig metaphysischer Instinkt dazu, um zu ahnen, daß die auseinander laufenden Strahlen der einigen elementaren Menschlichkeit, (Geistigkeit, wie man will) früher oder später wieder zusammenströmen müssen. Wenn die Kunst die letzte Tiefe und die reinste Schönheit der Erde und ihrer Söhne erschlossen, und festlich gefeiert, dann ist sie nach dem edelsten Maße

Religion. Und wenn die Kirche, die in falscher Furcht und hohlem Stolz sich die Sinne verstopfte, um den Triumphzug des neuen Reiches mißachten zu können, bis zum Sterben arm geworden sein wird, dann sind die Tage nicht fern, da ein junger Enthusiasmus wie Sturm hervorbricht. Ob wir schon soweit sind, ob die Stunde schon gekommen, da Kunst und Religion aus Notwendigkeit wieder eins und absolut werden, ist billig zu bestreiten. Noch scheint da nicht mehr zu sein als ein Wittern des Morgenrotes. Und das, was die Kirche, die protestantische wie die katholische, heute tut, um sich mit der Kunst zu versöhnen, ist kaum mehr als ein Akt politischer Klugheit, als ein letztes Zugreifen der Ertrinkenden. Es bedeutet wenig, den alten Wein in neue Schläuche zu fassen; es ist aber auch unmöglich, verbrauchter Geistesart einen neuen Tempel zu bauen. Leichte Frühlingsgewitter sind es, die wir erleben; die Finsternis scheint im Abzug; eine Anruhe ist aufgekomen; alle Ehrlichen, Gefunden und Berufenen beginnen wieder zu tasten. Wenn in solchen Zeiten sich eine Ausstellung aufzutut, die eine neue Blüte der christlichen Kunst einläuten möchte, so wird das jedem Wohlwollenden eine Freude sein; bleibt aber dennoch ein Irrtum. Zit jedenfalls nicht ein letztes, deutet nicht klar auf das Ziel. Wir suchen nicht nach einer neuen christlichen Kunst, vielmehr nach einer wieder religiös gewordenen. Wir glauben, daß eine gradlinig bis zur Höhe gestiegene Kunst notwendig religiös sein wird. Wir meinen, daß die Art, wie Goethe eine Blume anschaut, mehr kosmische Erregung birgt und spendet als eine Hekatombe dogmatischer Ergüsse. Uns dünkt, daß der Rhythmus einer motorischen Landschaft von van Gogh, daß das monumentale Pathos Ferdinand Hodlers unendlich mehr Religion enthüllt und leistet als alle Malerei biblischer Themen, und sei sie noch so modern, als alle kunstgewerbliche Renovierung der Gebäude und Apparate des Kultes.

* * *

Die Abteilung der Malerei beginnt bei den Nazarenern. Das waren Nachkömmlinge, sanfte melancholische Epigonen; weder der Kunst noch der Religion, nicht einmal dem christlichen Kirchendienst vermochten sie neue Kräfte zuzuführen. Nicht minder krank und matt sind die englischen Præraffaeliten; wir treffen in Düsseldorf Walter Crane, genug, um die verflatternde Belanglosigkeit dieser seichten Nachgüsse zu erkennen. Eine neue Auflage solcher verbläsenden Romantik sind die Beuronen. Brave Benediktiner taten sich unter dem kunstbesessenen Vater Desiderius zusammen, um eine neue klösterliche Malerei, Plastik und Architektur zu begründen. Es bleibt ein harmloses Dilettieren, dem von vornherein jede Perspektive ver sagt ist. Mehr als zuviel gibt es süßen und hysterischen Kitsch, modern frisierte und bengalisch beleuchtete Szenen der Kreuzigung, der Auferstehung und besonders der Geißelung und der Fußwaschung. Man braucht die Themen nicht ganz wörtlich zu nehmen; aber bei den meisten dieser Darstellungen kommt es doch darauf hinaus, etwas Pitkanterie und Theater zu machen. Am schlimmsten treiben es darin die Franzosen, aber auch die Deutschen sind mit Leuten wie Koberstein, Kuhnert, Richard Müller und anderen reichlich gesegnet. Die Kirche sollte endlich aufhören, die Spekulant auf Frömmigkeit zu beschützen; Kitsch gehört nicht auf den Altar der Wahrheit. Einen abgerundeten überzeugenden Eindruck bekommen wir von Gebhardt, Uhde und Steinhausen. Das sind zum mindesten brauchbare und charaktervolle Maler, sind in Wirklichkeit sehr viel mehr: Reflektoren und Notwendigkeiten einer Zeit, die der Religion eine psychologische, eine soziale, eine nationale und eine lyrische Deutung zu geben versucht. Malerisch der Stärkste ist unfehlbar Uhde, ein Meister des Lichtes; aus seinen Gestalten strahlt eine warme Helligkeit. Gebhardt ist um einige Töne zu stark episch, vor allem aber zu schulmeisterlich, zu sehr Illustriator, zu wenig künstlerisches Temperament. Steinhausen bleibt immer der feine, melodische Prophet einer sommerlichen Natur.

Mehr sensationell, denn dauernd sind die neuen Mystiker, als deren Typen Rhnoff und Toorop gelten können. Ein Gemisch aus Weibraub und apokalyptischen Träumen, ein überhitztes Lineament. Am erträglichsten ist noch der Holländer, aber auch nur dann, wenn er sich mit ruhiger Andacht in die Sprache eines Antlitzes versenkt. Zu diesen Bildern gehört das eines Bauern, aus dessen gemauerten Zügen das Gottvertrauen wie aus einer Mönchshandschrift abzulesen ist. Mit der eigentlichen dekorativen Malerei, besonders mit dem Fresko, steht es noch immer schlimm. Eines, der in des romanischen Klassikers Spuren geht, aber doch nur ein Schatten und Abglanz ist: Maurice Denis. Auf all seinen Bildern liegt Mondschein, liegt süßlicher Nebel; sie haben einen freidigen, blässroja Ton. Sie haben auch etwas Miatisches; der angebetete Christusknabe gleicht einem kleinen Buddha. Wesentlich gefünder, ja verheißungsvoll sind die Fresken, die der Däne Skovgaard im Dom zu Viborg gemalt hat. Die Ausstellung zeigt davon Photographieen; es sind machtvolle, die Wand beherrschende Kompositionen, deren Charakter durch einen alttestamentarischen Parallelismus bestimmt scheint. Auf den Feldern stehen die Aehrenbündel in harter Reihe; mit primitiver Einfalt wurden die Tiere des Feldes über- und hintereinander geordnet. Man meint streng gegliederte Fugen sich aufrollen zu hören. Ob der Holländer Thorn-Brikter von Skovgaard gelernt hat, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls ist er um viele Grade zarter, selbst verzärtelter und dekadenter. Er gibt auch mehr ein ornamentales Thema, als ein heiliges Geschehen. Es ist mehr mystischer Dampf als erlebte Religion. Immerhin sollte man diesem Künstler, der in Grefeld lebt, größere Aufmerksamkeit widmen, als man bisher getan; vielleicht ruhen in ihm Möglichkeiten.

Man versuchte zu sammeln, was es an Photographien, Entwürfen und Modellen moderner Sakralbauten gibt. Der größte Eifer hätte nicht mehr zusammentragen können, als nun einmal die bisherige Produktion hervorbrachte; allzu energische Arbeit wurde in der architektonischen Abteilung nicht geleistet. Darum bekommt man verhältnismäßig recht wenig zu sehen. Was könnte einem aber schließlich auch vorgeführt werden. Bisher gibt es nur eine moderne Kirche, von der man sagen kann, daß sie nicht ein Stilbau, eine Erneuerung der Historie sein möchte. Das ist die Anstaltskirche, die Otto Wagner bei Wien baute; sie ist sehr problematisch und bildet kaum den Anfang einer gesunden Entwicklung. Alles andere, was wir sonst an Kirchen aufzählen hätten, ist doch mehr oder weniger nur eine Modulation irgend eines geschichtlichen Stiles. Schilling und Gräbner, Lössow und Kühne, Kreis und Schumacher arbeiten in einem gemilderten beinahe sachlich gewordenen Barock; Theodor Fischer und Pölzig gehören der Landschaft; das große Heer der Ueblichen macht selbstverständlich in irgend einer Maste. So bliebe als wirklich neuer Ausdruck nur die sakrale Architektur des Peter Behrens; im Krematorium zu Hagen treffen wir ihren Typus. Es läßt sich schwer entscheiden, ob diese hellenisch aufgemachte Geometrie irgendwie christliche Stimmung, ob sie auch nur religiöse Temperatur zu leisten vermag; es ist aber ziemlich eindeutig, daß solche Zusammensetzung von Flächen eigentlich keine Architektur ist. Ein pathetisches Kartonsystem. Man sieht auch nicht recht ein, wie von Behrens irgend ein Weg zur Architektur führen könnte; das Reißbrett und die Theorie reden sich wie ein Wall. Von den Behrenschülern sind allein die diskutabel, die sich aus der Suggestion des Professors möglichst befreien; am aussichtsreichsten scheint Theodor Weil.

Die moderne Architektur zeigt darin ihre Schwäche, daß sie ihren eigentlichen Charakter meist erst durch eine Zutat von Kunstgewerbe erhält. Wir haben keine großarchitektonische Idee, wie etwa die Gotik es war. So helfen wir uns durch Schmuckwerk, durch Kunstgewerbe.

Darin haben wir gewißlich etwas Tüchtiges erreicht; daß die Düsseldorf Ausstellung dies auch für das kirchliche Spezialgebiet beweist, überrascht nicht besonders. Wir treffen eine leidliche Kollektion dekorativer Plafitten, feiner Metallarbeiten, geschmiedeter Eisen und typographischer Produkte, auch Textile und Glasfenster. All diese Dinge sind aber nur dann gut, wenn sie von bewußt modernen Künstlern geschaffen wurden. Restlos besteht nur die Gruppe des Werkbundes; ein völliges Fiasko erleidet der Sempverbund, dieser Zusammenschluß der Reaktionäre und Kopisten. Wenn Düsseldorf durch das spezifische Resultat seiner Ausstellung dahin käme, sich definitiv vom charakterlosen Alten und geschmacklich Minderwertigen abzuwenden, so wäre ein beachtenswerter Erfolg erreicht.

Robert Breuer

Schlesien in der internationalen photographischen Ausstellung in Dresden. In der Dresdener Photographischen Ausstellung, die man mit Fug und Recht eine Welt-Ausstellung nennen kann, — sind doch fast alle Kulturstaaten der Erde offiziell vertreten — nimmt die Provinz S c h l e s i e n nach Zahl und Güte des von ihr gezeigten einen sehr ehrenvollen Platz ein. Wir begegnen ihr zuerst in dem großen Ehrensaal mit seinen Nebenräumen, wo die Abteilung Länder- und Völkerkunde untergebracht ist, und wo gezeigt werden soll, wie die Photographie als modernes Hilfsmittel der Volkserziehung und als Förderin einer künstlerischen Reklame zur Hebung des Fremdenverkehrs dient, und wie sie in Verbindung mit kunstgewerblichen, volkskundlichen und ethnographischen Gegenständen ein sinngemäßes Bild von Land und Leuten geben kann.

In der Abteilung „P r e u ß e n“ wird durch die ausgestellten Photographien eine Uebersicht über die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Landschafts- und Städtebildes seiner zwölf Provinzen gegeben, soweit dies im Rahmen einer beschränkten Bilderzahl möglich ist. Stadt und Land, Natur und Kunst kommen hier in jeder Provinz in verschiedener Weise zum Ausdruck. Am Rhein sind es die hochragenden Dome und romanischen Schlösser; an der Ostseeküste fesseln die machtvollen Bauten der See- und Handelsstädte im Verein mit der gewaltigen Szenerie des Meeres das Auge; Schlesien aber, die schönste und an Gegensätzen reichste Provinz, spricht seine eigene Sprache zu dem Beschauer mit malerischen alten Stadtbildern und mit den lockenden Ansichten aus dem Gebirge.

Schlesiens Hauptstadt Breslau wird uns in mehreren großen und eindrucksvollen Bildern vor Augen geführt; wir sehen die wuchtigen Backsteintürme des Doms aus dem Dunkel der Häuserzeilen ins Licht hinaufsteigen; wir betrachten den charaktervollen Bau des Universitätsgebäudes und ein sehr großes Bild des schönen Barockportals; natürlich fehlt auch das ehrwürdige Rathaus nicht, und das malerische Alt-Breslau wird in einer stimmungsvollen Aufnahme der düsteren Alten Ohle nahegerückt. Wesentlich freundlicher wirkt eine Ansicht der Altstadt von S ö r l i z mit den eigenartigen schmalen Siebelhäusern an der Neiße, über deren Wasserfläche, wie bei der Ohle, die Holzaltane hinausragt. Bei einem andern Bild ragt die Kirche zu St. Peter und Paul mit den beiden gotischen Türmen außerordentlich machtvoll aus den hochgelegenen Häusermassen der Altstadt Sörlitz empor. Die schönsten Bilder aber zeigen uns das R i e s e n g e b i r g e, Krummhübel mit Brückenberg und dem Rammhintergrunde, die Elbquelle in ihrer Höhen-Einsamkeit, die Koppelfläche, die Schneegruben, den Weißwassergrund u. a. Es sei hier gleich hinzugefügt, daß Dr. R u h f a h l - Dresden, ein begeisterter Verehrer des Riesengebirges (er ist auch Schriftführer des Ausstellungsdirektoriums und um das gute Gelingen der Dresdener Ausstellung hoch verdient), in der Abteilung für Amateurphotographie zahlreiche, durch malerische Auffassung wie durch Schärfe

und Klarheit gleich ausgezeichnete bunte Diapositive bietet, lauter Winterbilder aus dem Riesengebirge in seiner blendenden Schneepacht mit den grotesk märchenhaften Raubtreibebildungen. Auch in der außerordentlich schönen Spezialausstellung der österr-eichischen Länder treffen wir auf prachtvolle meterhohe Photographien, meist Winterbilder aus dem Niesen- und Hzergebirge, vor denen die Besucher in Bewunderung sich scharen.

Auch sonst ist Schlesien noch in mannigfaltiger Weise in der Ausstellung vertreten. In der höchst lebenswerten und umfangreichen wissenschaftlichen Abteilung finden wir in den Räumen für Zoologie und Biologie wohl an hundert reizvolle Bilder von Hoch- und Niederwild in freier Natur und von sonst allerlei Getier in Freiheit und Gefangenschaft. Ihr Urheber ist Max Steckel zu Königshütte i. Schl., er zeigt in vielen Aufnahmen Elchwild in Ostpreußen (über 20 Bilder), herrliche Gruppen von Rotwild aus Schlesien, Altai-hirsche, Steinböcke, Gemsen, Wisente aus den ungarischen Karpathen, Schwarzwild aus Schlesien, lauter Aufnahmen, die das Wild in seiner natürlichen Umgebung und bei seinen Lebensverrichtungen festhalten und darum jedes Jägerherz höher schlagen lassen, aber auch für die Wissenschaft als „Natur-Urkunden“ von großem Wert sind. In den gleichen Abteilungen sehen wir drei große photographisch-mikroskopische Aufnahmen von Untersuchungen des Professors Dr. Hürthle-Breslau über die Muskeltätigkeit von Hydrophilus.

Allbekannt ist, welche unermesslichen Dienste die Photographie der Rechtspflege leistet; ganz besonders haben die Kriminalbeamten sie in ihren Dienst gestellt und, wenn irgendwo, so gilt hier das Sprichwort: „Die Sonne bringt es an den Tag!“ Wie die Photographie zur Aufnahme von Tatorten, zur Sicherstellung von Ortsverhältnissen, Ansichten und dergleichen, welche in gleicher Weise später sich nicht wieder darbieten würden, zur Feststellung der Lage und des Aussehens der Leichen, der Beschaffenheit von Wunden und Leichenteilen, zur Sicherung vergänglicher Fußspuren, der sonst unsichtbaren Fingerpuren u. v. a. Verwendung findet, das zeigt uns besonders deutlich die umfangreiche, 10 große Bildertafeln umfassende Ausstellung der Königl. preuß. Sendamerikschule zu Wohlau. Die Ansichten aus dem Wohlauer Kriminalmuseum mit den Sammlungen der Verbrecherwerkzeuge bei Jagdvergehen, Fischerei und Vogelfang, bei Diebstahl und Unterschlagung, bei Mord, Totschlag und Körperverletzung erregen besonderes Interesse; ebenso die in vortrefflichen Photographien (von Paulini in Wohlau) festgehaltenen einzelnen Stadien verschiedener Mordfälle, die Entlarvung eines Brandstifters an der Hand seiner photographierten Brandbriefe usw.

Die bekannte Firma Heinrich Ernemann, vorm. Ernst Herbst u. Firl in Görlitz ist in dem anstoßenden Raum für Photographie im Bibliotheksweisen mit einer Apparatur zur Aufnahme von Handschriften und -Drucken in Bibliotheken und zur Aufnahme von Altertumsgegenständen in Museen vertreten. Daneben zeigen uns Gradenwick und Prof. E. Pringsheim-Breslau die höchst interessante Rekonstruktion eines Palimpsestes durch rein photographische Methode, wobei die ältere Schrift möglichst deutlich, die darüber geschriebene aber möglichst schwach erscheint.

In den zahlreichen Sälen der Berufsphotographie hat Schlesien Vortreffliches ausgestellt. Wir nennen Elfriede Reichelt-Breslau, deren 17 Bilder eine ganze Wandfläche füllen, und unter denen das Bildnis einer jungen Dame im schwarzen Hut, sowie Frau B. mit Kind besonders anziehend wirken. Ganz hervorragendes im Porträt bietet Max Glauer-Oppeln mit 16 Aufnahmen, von denen das Bildnis der greisen Herzogin Mathilde von Württemberg und der Charakterkopf Gerhart Hauptmanns in erster Linie zu nennen

sind; neben ihm sehen wir mehrere bekannte schlesische Gelehrte und Künstler. Scharf erfaßte und fein belebte Porträts zeigt in Raum 10 Hans Schweda-Breslau (Inhaber der Firma E. Walsleben). Ein mehrfach wiederkehrender wunderschöner Mädchentopf hinterläßt einen sehr sympathischen Eindruck. Acht malerisch gefundene und wiedergegebene Landschaften bringt August Jüttner in Ratibor; hohes Kunstempfinden zeigt auch Georg Pavel (Landed i. Schl.) mit 2 italienischen Landschaften und einem durch die Lichtwirkung hervorragenden „Meeresstrand“. Endlich ist aus der Abteilung für Amateurphotographie Direktor Richter (Lipine in Oberschlesien) zu nennen, der mit zwei wirksamen, stimmungsvoll abgetönten Bildern vom Gardasee vertreten ist. Zum Schluß sei Oswald Meißner (Warmbrunn) erwähnt, der im Industriepalast photographische Ausstellungsstände zeigt.

Georg Raedisch-Dresden

Schlesische Künstler

Der Breslauer Architekt J. S. Uttinger, dessen Entwurf für ein Künstlerhaus in der schlesischen Hauptstadt wir auf S. 399 ff. dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift gebracht haben, und der bei dem Wettbewerb um ein Kriegerdenkmal in Glogau den ersten Preis erhielt, hat neuerdings einen bemerkenswerten künstlerischen Erfolg errungen. Bei der Konkurrenz der Entwürfe für ein schweizerisches Nationaldenkmal in Schwyz, das am 15. November 1915 bei der 6. Säcularfeier der Schlacht bei Morgarten enthüllt werden soll, ist der seinige als der hervorragendste anerkannt worden. Von 105 eingeleiteten Arbeiten hatte das Preisgericht im ganzen fünf Entwürfe zum beschrankten Wettbewerb zugelassen, die Eigentum der Gemeinde Schwyz bleiben sollen. Die Ausführung des Uttingerschen Entwurfes, der seitens der Schweizer Presse sehr lobend besprochen wurde, hängt freilich noch von der Kostenfrage ab.

Das Prießnitz-Denkmal in Freiwaldbau

Am 4. Oktober 1899 ist in dem prächtig gelegenen österr-eichisch-schlesischen Bergstädtchen Freiwaldbau der hundertste Geburtstag von Vincenz Prießnitz (gestorben 28. November 1851), dem Vater der modernen Wasserheilmethode, dessen Geburtshaus auf dem nahen Gräfenberge noch heute pietätvoll erhalten wird, unter allgemeiner Beteiligung gefeiert worden. Damals bestand schon zwei Jahre der Plan, dem schlichten schlesischen Landmann, der durch seine von der Wissenschaft erst befehdtete, allmählich aber rückhaltlos anerkannte Kurmethode sich und seiner engeren Heimat einen Weltruf erworb, ein würdiges Denkmal zu errichten, doch erst 1902 konnte das Komitee ein Preisausschreiben zur Erlangung geeigneter Entwürfe erlassen. Aus dem Wettbewerb ging unter sieben Künstlern Josef Obeth, geboren am 15. Juli 1874 in Theresienfeld Oe.-S., als Sieger hervor. Einstimmig wurde sein Modell als der Eigenart von Prießnitz am meisten entsprechend bezeichnet und zur Ausführung bestimmt. Jetzt, nach 7 Jahren, steht das umfang- und beziehungsreiche Monument endlich vollendet da und am 25. Juli ist es feierlich enthüllt und der Obhut der Stadtgemeinde übergeben worden.

Josef Obeth, einer der hervorragendsten Schüler von Zumbusch und Hellmer in Wien, ist ein philosophisch veranlagter Kopf, der gern seine eigenen Wege geht. Eines seiner besten Werke besitz unsere Provinz: ein äußerst stimmungsvolles Grabdenkmal in Grottesberg, einem lieblichen Mädchen gewidmet, das der Künstler beim Spiele mit Rosen eingeschlafen dargestellt hat; von oben aus der Wölbung blickt das milde Antlitz Christi auf die sanft Entschlummerte hinab. Erwähnt sei noch die für die Totkirche in Weidenau geschaffene überlebensgroße Marmorgruppe „Vision des hl. Franziskus von Assisi“. Bei dem Prießnitzdenkmal hatte sich Obeth



Das Prießnik-Denkmal in Freiwaldau

die Aufgabe gestellt, den „Schleisschen Rousseau“ und sein epochemachendes Lebenswerk als „Jungbrunnen der Menschheit“ in allegorischen Gruppen vorzuführen. Diese sind mit dem 2,85 m hohen Standbilde aus reinweißem Salzburger Marmor durch einen halbkreisförmigen architektonischen Teil verbunden, der mit monumentalen Ruhebänken zu dem Hintergrunde der Statue, einem geschickt stilisierten, von der Wellenlinie eines Gebirgskammes überragten Walde, emporsteigt. Er besteht aus gebändertem Kunzendorfer Marmor, der nach dem Schleifen den ausgezeichnet wirkenden warmbraunen Ton des Holzachats angenommen hat. Stilisierte Schlangenleiber reiten sich zu den Schalen über den Bänken empor, um das heilbringende Naß der Hygiea zu schlürfen.

Prießnik ist in seinem Äußeren als echt schlesischer einfacher Bauer dargestellt, der er sein Leben lang geblieben war. Aber diese schlichte Gestalt hat das Gepräge geistiger Größe, ja der Genialität. Die straffe, freie Haltung ist ebenso lebenswahr wie der lebhaft besetzte Ausdruck der markanten Gesichtszüge; der in sich gefehrte Blick, der fest geschlossene Mund und die zur Faust geballte Linke, die auf dem segenbringenden Quellwasser spendenden Felsen ruht, drücken innerliche Concentration und unbeugbare Energie aus. Nichts von erzwungener Würde oder theatralischer Pose, alles ist natürlich, durchaus überzeugend. Aus dem Waldhintergrunde schwingt sich eine zarte Nymphe hervor und drückt ihre kühle Wange auf die fieberheiße Stirn eines kranken Jünglings. Sprühende Quelladern sprudeln zwischen den Bäumen hernieder und vereinigen sich unter der Hauptfigur in dem Jungbrunnen. Vom Sonnengolde durchblitzt, ist dieses muntere Spiel lebendigen Wassers von hohem Reiz.

Den im Halbkreis nach vorn gefehrten Rückwänden der Ruhebänke zu beiden Seiten des Standbildes sind zwei allegorische Gruppen vorgelagert. Die zur Linken zeigt die trefflich gelungene der Kranken, die Heilung suchend dem Retter Prießnik nahen. Trotz der bis ins feinste Detail gehenden starken Realistik erfährt den Be-

schauer doch kein ästhetisches Mißbehagen. Ganz ausgezeichnet sind in dem weiblichen Halbakt, der voll Scham und Reue über leibliche und seelische Verderbnis das Gesicht mit den hochgehobenen Armen verdeckt, die reflektorischen Hemmungen zum Ausdruck gebracht. Eine vollendete Leistung ist das greise, gebeugte Mütterchen, das mit innigem Vertrauen zu Prießnik aufblickt. Hinter ihm, auf die Krücke gestützt, ein schwerleidender Mann, den der Dämon der Krankheit, in polypenartigem Gewürm verkörpert, mit seinen Fangarmen umklammert hält. Ganz vorn liegt ein Reh, an die Sage erinnernd, daß von Prießnik einst beobachtet worden sei, wie ein krankes Reh durch Baden in einem Bergquell Genesung gesucht und gefunden habe.

In scharfem Gegensatz zu dieser Gruppe versinnbildlicht die an der rechten Seite die durch das Wasserheilverfahren verjüngte Menschheit, zu deren Füßen das die Krankheit symbolisierende Antier tot herabhängt. Froh und kühn blickt der jugendkräftige Mann mit dem Thyrsosstab in die Welt; seine strotzende Muskulatur ist freilich gar zu athletisch geraten. Neben ihm sein blühendes Weib, dessen kerngesundem Kind dem Bringer des Heils voll Dankbarkeit einen Blumenstrauß reicht.

Das in Komposition und Farbe harmonisch zusammengestellte, in seiner Gesamtheit vorzüglich wirkende Denkmal hat eine Breite von 10 m, eine Höhe von 5 m und eine Tiefe von 6 m. Verbraucht wurden 50 Kubikmeter Rohmaterial. Die Kosten belaufen sich auf 40 000 Kronen. Der Platz in dem herrlichen Stadtpark mit der weiten Rundsicht auf den Altvatertamm und Gräfenberg ist gut gewählt. Leider hat man aber das Monument so gestellt, daß es nur am frühen Morgen und am Abende die richtige Beleuchtung erhält. Das Komitee wollte, daß Prießnik das Gesicht dem „Wassermekka“ Gräfenberg zuwende, und gegen diese Forderung war der Künstler machtlos. Die herzliche Anerkennung, die er von allen Seiten geerntet, wird ihn aber für diesen und manchen anderen Alerger vollauf entschädigt haben.



„Lasset die Kindlein zu mir kommen“
Karton von Albrecht Bräuer
(unvollendet) vom Jahre 1878